

Hermann Eberhardt

Emanzipierte Ethik 500 Jahre nach Martin Luther

Skript 2017

Inhalt

Einführung zum Verständnis von Ethik.....	1
Ausgangslage offener Ethik.....	5
Weitergehende Wahrnehmung des Begriffs vom Leben	6
Vom Gewicht der Ökologie im ethischen Diskurs – <i>Freiheit</i> und <i>Schicksal</i> im Wandel der Gegebenheiten.....	8
Weichenstellungen im Umfeld des Schicksals-Begriffs – <i>Widerstand</i> neben <i>Ergebung</i>	9
Gottes- und Menschenbild im problematischen Verbund.....	11
Ethik unter dem Horizont umfassender Sicht des Seins-in-Beziehung – Vom Unterschied zwischen <i>Liebesgebot</i> und Goldener <i>Regel</i>	13
Aufräumen im Raum der Tradition aus erwachsener Sicht	16
Abstrakt einseitiger Begriff vom Menschen – ein Vehikel paternalistischer Tradition und Mißachtung der Sexualität	19
Korrespondenz zwischen einseitigem Menschenbild, Sündenlehre und absoluten Forderungen.....	20
Wenn der Apostel Paulus heute leben würde	22
Vom langen Weg zu einer emanzipierten Ethik	27
Nachhaltige Ethik unter der Leitkategorie der Verträglichkeit	31

EINFÜHRUNG ZUM VERSTÄNDNIS VON ETHIK

In meinem Studium der Theologie begegnete mir „Ethik“ neben „Dogmatik“ als zweites Fach der „Systematischen Theologie“. Reflektiert die Dogmatik die Inhalte des Glaubens, so die Ethik deren Ausdrucksgestalt im Verhalten.

Ethik, vom griechischen Wort ‚éthos‘ (laut Bauers Wörterbuch zum NT= „Herkommen, Brauch, Sitte, Gesetz, Ritus“) her abgeleitet, betrifft mithin die Richtwerte einer der Sicht des Lebens angepaßten (reibunglosen) Lebensgestaltung und geht dabei vom jeweils Vorfindlichen, d. h. dem, was hier bereits als bewährt bzw. allgemein gängig und gültig gilt, aus.

Aus dem Lateinischen kommt mir hier ‚mos, moris‘ entgegen, das mein Taschen-Wörterbuch (Heinichen 1960) mit „guter Wille, Gehorsam, Sitte, *bes.* gute Sitte, Brauch“ (Plural: ‚mores‘ = „Denkart, Charakter, Lebenswandel“) übersetzt und in adjektivischer Form ‚moralis, e‘ (= „die Sitten betreffend, sittlich“) lautet.

Damit wären dann auch die deutschen Fremdwörter „Moral“ und „moralisch“ und die geläufige Gleichsetzung von „ethisch“ und „moralisch“ erklärt.

Schlage ich zu „Ethik“ mein Duden-Fremdwörterbuch von 1966 auf, lese ich dort: „Sittenlehre, die das sittliche Wollen u. Handeln des Menschen hinsichtlich der jeweiligen Situation untersuchende praktische Philosophie.“ Ethik erscheint hier als praktisch orientiertes Denk- und Lehr-Unternehmen gefaßt und mit Untersuchungen verbunden.

Untersucht, be- oder auch hinterfragt werden die Gegebenheiten der „jeweiligen Situation“ nicht nur, weil der Fluß der Zeiten bzw. Wandel der Lebensgegebenheiten Fragen mit sich bringt, für die noch keine Antworten bereit liegen. Nicht zuletzt auch die Begegnung mit „anderen Völkern und anderen Sitten“ stößt weiter denkenden Verstand an, überkommene eigene Antworten/Urteile zu überprüfen, wenn denn ethische Grundsätze weltweit greifen und taugen bzw. kommuniziert werden sollen.

Untersuchen, Be- oder auch Hinterfragen setzt hinreichenden affektiven Abstand zum Gegenstand der Untersuchung, d. h. in Sachen Moral: zu moralischen Voreingenommenheiten oder auch der jeweils eigenen „sittlichen“ Prägung voraus. „Sitten“ bzw. überkommener „Moral“ eignen von Hause aus die Vorzüge bewährter Verbindlichkeit und die Aufforderung, sich ihnen anzupassen. Eingeschliffene „Sitte“ will mit allem, was sie beinhaltet, bekräftigt werden. Sie aus gegebenem Anlaß gar kritisch zu hinterfragen, gerät mithin unvermeidlich zu einem Unterfangen „gegen den (konservativen) Strich“.

In der zitierten Beschreibung von Ethik finde ich über den Hinweis auf wechselnde Situationen die Grunderkenntnis bedacht, daß für lebendiges Sein neben dem Element der *Ständigkeit* bzw. Kontinuität das Element der Veränderung bzw. des *Wandels* gleichermaßen bestimmend ist. Wer sich mit Sitte befaßt, sieht sich daneben in einem weiteren polaren Spannungsfeld. Sittlichkeit umschreibt/ gewährleistet/zielt auf reibungsloses Sein in (oder Zugehörigkeit zu) einem gemeinschaftlichen WIR. Dem gegenüber hebt sich das Sein im ICH bzw. individuelle Selbst-Sein ab. *Sittlichkeit ist eine Kategorie des Miteinander oder auch des Seins-in-Beziehung*. Individuelle Sittlichkeit betrifft dann Fragen, wie einer mit sich selbst umgeht oder auskommt – was dann, genau genommen, auch nur ihn selbst kümmert. Doch die Grenze zwischen dem Umgang mit sich selbst und mit anderen ist über das natürliche Mitgefühl (Empathie) nicht von ungefähr fließend. Je deutlicher auch das Mitgefühl jeweiliger sittlicher Vorprägung unterliegt, desto eher wird davon abweichendes Empfinden und Verhalten befremdlich oder gar abscheulich erlebt.

Schließt Ethik all dies in ihre Überlegungen ein, kommt ihr sozusagen zwischen den Zeiten („Situationen“) oder auch unterschiedlichen „Moralen“ [Nietzsche] eine wichtige Brückenfunktion zu. Sie bahnt, unter Anwendung historischen Verstandes, über die Grenze des spontan Sympathischen hinaus Verstehen

an. Sie hilft, Moral/Sittlichkeit fortzuschreiben, und dient damit auch und gerade im Wandel der Zeiten und ihrer Umstände/Gegebenheiten – in der Sprache von Heute ausgedrückt – der Qualitätssicherung der Moralität.

Welche Regeln des Verhaltens gelten sollten, welche Richtwerte das Leben am besten leiten, damit dieses zum Wohl aller Beteiligten gelingt, war sozusagen immer schon das Thema der Ethik. Doch wenn ich, heutiger Sicht entsprechend, Ethik auf das „Wohl aller (am Leben) Beteiligten“ ausgerichtet beschreibe, wird zugleich deutlich, wie entscheidend ihre Fragestellung und ihre Ergebnisse davon abhängen, aus welcher Warte sie betrieben wird. Welt- und Menschenbild bestimmen ihren Horizont und leiten, so ausgebildet oder auch rudimentär sie jeweils begegnen, ihre Fragestellung und Schlußfolgerungen. Die oben zitierte Definition ordnet Ethik der „praktischen Philosophie“ zu. Für Theologen geht es mit Ethik um die Folgerungen ihrer Glaubens-Lehre im praktischen Lebensvollzug. Die Analogie ist offenkundig, sobald die jeweiligen geistigen bzw. theoretischen Lehr-Vorgaben – wie eben schon geschehen – verallgemeinernd unter den Begriffen „Welt“- (Lebens-) und „Menschenbild“ zusammengefaßt werden.

Mit dem Wort „Begriff“ tut sich ein eigenes Feld des Bedenkens auf. Über Begriffe werden „Objekte“ des Denkens bzw. der Wahrnehmung benannt, zur Sprache gebracht und für den, der sich auf sie einläßt, nachvollziehbar. Angesichts unterschiedlicher Sprachen, gehört zum Transport von Begriffen über Sprachgrenzen hinweg nicht von ungefähr immer auch erklärender Kommentar. Philosophen wie Theologen bedienen sich daher zur direkten Verständigung lieber der Ursprache ihres bevorzugten (Denk-)Systems. Doch auch das enthebt sie nicht, den zeitlichen Abstand der Ursprache zum Jetzt zu berücksichtigen. Es sieht so aus, als könne man sich dies sparen, je abstrakter (d. h. losgelöster von konkreter Anschauung) Begriffe gebildet werden. Doch so hilfreich abstrakte Begriffe spontan erscheinen, so schnell entwickeln sie sozusagen ein Eigenleben und verführen zu weiter greifenden „Spekulationen“ oder auch Folgerungen bar vergewissernder Rückbindung an konkret Faßbares. Der Volksmund benennt dieses Phänomen, wenn er ein Denk- bzw. Deutungssystem im „Elfenbeinturm“ entstanden findet.

Begriffe „wirken“ ihnen eigene „Wirklichkeit“. Klassische Erkenntnistheorie bietet hier an, zwischen „objektiver“ und „subjektiver“, tatsächlich-faktisch allgemein nachprüfbarer und überzeugungsgetragener Wirklichkeit zu unterscheiden. Doch spätestens, wo Psychologie mit ins Spiel kommt, verliert auch theoretische Differenzierung praktisch ihre frühere Schärfe. Von einem ontologischen Denkansatz her war die Frage nach dem (für sich bestehenden) „Ding an sich“ höchst bedeutsam und führte zur Unterscheidung zwischen „Physik“ und „Metaphysik“ mit den entsprechenden Folgerungen etwa bezüglich der sogenannten Gottesbeweise. „Existenziale Interpretation“ der Lebensgegebenheiten reflek-

tiert in erster Linie die jeweilige Betroffenheit durch sie und leitet aus dieser deren Verbindlichkeiten ab.

So wahr überkommene „Sitte“ eine allgemeine Gestalt weltanschaulicher Betroffenheit kennzeichnet – daß sie das Individuum „unbedingt“ betreffe, ist eine Behauptung, die nur im Kontext onto-logisch verorteter Begriffe bzw. fehlender Alternativen zu ihnen „unbedingt“ schlüssig erscheint. „Narrative“ Vermittlung/Entfaltung von Weltsicht begegnet dagegen [erklärtermaßen – siehe Michael Hampe¹] von sich aus offener, weil sie in eine konkrete historische Situation eingebettet daher kommt. Verantwortlichen aktuellen Schlußfolgerungen aus Erzähltem ist damit, genau genommen, von Hause aus der Impuls zum Abgleich mit konkretem eigenen Erleben beigegeben. Ein Kind mag die „Zehn Gebote“ z. B. als „moraltheologische“ Grundsätze auswendig lernen. Der/Die Erwachsene befindet sich nicht mehr am Sinai und kann die eindeutig paternalistische Prägung etwa des letzten Dekalog-Gebotes (2.Mose 20,17) schwerlich bestreiten. Selbstbewußte Frauen von heute werden die einstige Zuordnung der Frau zu den Besitzümern des Mannes vom Verlauf der Geschichte und weiter entwickelter Anthropologie überholt, wenn nicht gar grund-sätzlich abwegig finden.

Wenn ich vorhin der Ethik die Aufgabe der Qualitätssicherung der Moral zuschrieb, ist damit zugleich von Aufgaben hinsichtlich ihres system(at)ischen Fundaments die Rede. Es gilt, geschichts-blinde Flecken im System aufzuspüren bzw. als solche wahrzunehmen. Es gilt, dabei zwischen dem geschichtlichen Wandel enthobenen bzw. jenseits von Geschichte angesiedelten „Ideen“ oder auch Idealvorstellungen und ideologischen Konstrukten zu unterscheiden.

Erstere erwachsen dem Bedürfnis, sich vom Zeitenwandel unabhängiger allgemeingültiger Leitvorstellungen/Begriffe zu vergewissern. Letztere verabsolutieren die Deutung historisch bedingter Lebensumstände/-gegebenheiten und entziehen damit ihre einmal erfolgte Deutung im Laufe der Zeiten aufbrechenden kritischen Fragen an sie. Als Kirchenvater Augustinus vor mehr als 1500 Jahren in seiner Schrift „De civitate dei“ („Vom Gottesstaat“) aus dem Dogma von der unverfügbaren Gottgegebenheit des Lebens ableitete, Suizid sei gemäß dem 5. Dekalog-Gebot als (Selbst-)„Mord“ zu verurteilen, hatte er dafür zu seiner Zeit einleuchtende Gründe [Suizid als Mittel der Weltflucht, Suizid, um vermeintlichem Ehrverlust zu entgehen]. Aber es gab damals auch noch keine Intensivmedizin, die individuelles Leben zu einem medizinischen Artefakt werden lassen kann. Wie klar beim Umgang mit dem Dogma von der Unverfügbarkeit gottgegebenen Lebens auch Ideologie ins Spiel kommt, zeigt die Geschichte der Todesstrafe. Im Vollzug einer von der Obrigkeit verhängten Todesstrafe sah Augustin keine ethischen Probleme.

¹ Michael Hampe, Die Lehren der Philosophie. Eine Kritik, Suhrkamp-Verlag Berlin, (2. Auflage) 2014.

So gehört denn zur Reflexion ethischer Grund-Sätze immer auch die Frage nach ihrem zeitspezifischen/-verhafteten ideo-logischen Umfeld bzw. Woher und Woraufhin. Spätestens seit Friedrich Nietzsches Streitschriften „Jenseits von Gut und Böse“ und „Zur Genealogie der Moral“ von 1885/1887 liegt der Zusammenhang von Ethik und Ideo-logie aufregend vor Augen. Nicht, daß Nietzsche hier sozusagen die (psychologische) Decke wegzog ist fragwürdig, sondern, wie selbstverständlich er sich damit begnügte, den „Teufel“ überkommener Ideologie-Verhaftung mit dem „Beelzebul“ seiner eigenen ideo-logischen Einseitigkeit [Konzentration auf das Deutungsprinzip vom „Willen zur Macht“] „auszutreiben“.

Mit meinen Überlegungen zum Einstieg schritt ich gleichsam erst einmal das weite Feld ab, das sich, aus meiner Sicht², für denjenigen/diejenige auftut, der/die sich mit Ethik befaßt. Im Folgenden will ich nun eingehender aufzeigen/darlegen, was alles das Denken von der Tradition her verstellen kann und welche Sicht im Sinne zukunftsöffener Ethik förderlich ist.

AUSGANGSLAGE OFFENER ETHIK

Ethik reflektiert das In-Beziehung-Sein des Individuums im Zusammenhang seiner Betroffenheit durch die mannigfaltigen Verflechtungen seines Lebens-in-Beziehung. Sie tut dies auf die Frage hin, unter welchen Voraussetzungen/Bedingungen Leben am besten, das heißt: *zum Besten aller Beteiligten*, gelingen kann, bzw. was dazu möglichst förderlich ist.

Wenn etwas Ethik als „*offene*“ Ethik kennzeichnet, so ist das zunächst einmal ihr umgreifender Horizont, ihr Auftrag, kein am Leben beteiligtes Wesen auszuschließen und sich grundsätzlich einschränkender Einseitigkeiten zu enthalten. Der alte Leitsatz von der „Ehrfurcht vor dem Leben“ drückt das u. a. aus. Wie schnell erweist sich leichtfertiges Urteil als blindes Urteil ohne hinreichende Berücksichtigung möglicher anderer Perspektiven! Eindeutige Sicht siedelt, genau genommen, in einem *Einerseits*, gegenüber dem ein *Andererseits* darauf wartet, ebenfalls wahrgenommen zu werden. Von daher begleitet jede Verabsolutierung ein relativierender Vorbehalt. Schlüsse nach einfachem Entweder-Oder-Muster gedeihen vorzüglich und unangefochten allenfalls im Garten abstrakter Vorstellungen.

Die ethische Tradition hält über sogenannte Tugend- und Lasterkataloge eine Fülle positiver wie negativer Leitbegriffe bereit. In deren Kontext entsteht dann z. B. die Vorstellung vom „Tugendpfad“, von dem es höchstens rechts (in Richtung „Übersoll“) und keinesfalls links (dem „inneren Schweinehund“ folgend) abzuweichen gilt. Man beruft sich gerne auf die alten „Werte“ und mißtraut jedem, der

2 Über die Entwicklung meiner Sicht geben die auf meiner www-Seite unter „www.hermann-eberhardt.de/“ kontinuierlich veröffentlichten Skripte weitere Auskunft.

diese Werte relativiert. Wie viel geschichtsvergessene Verabsolutierung lauert in Werten, die einmal zu absoluten Werten erhoben wurden! Die Lebensanschauung begegnet dann auf das Format schwarz-weißer Schattenbilder zurechtgeschnitten. Grau- oder gar Farbtöne fehlen.

Was erscheint da alles sozusagen abgeklemmt, wenn etwa Seelsorge-Altmeister Ludwig Köhler noch 1954 feststellen kann: „Jesus hat aller Wahrscheinlichkeit nach bei einigen seiner Worte gelächelt. Daß er je gelacht habe, kann man sich nicht vorstellen“³! Die Spur dieser einseitigen Sicht läßt sich bis in die alttestamentliche Weisheit zurück verfolgen. Um der Gefahren der „Zuchtlosigkeit“ willen hat im Diktum Köhlers lockerer Humor bis hin zu gelöstem Lachen *neben* seriösem Ernst bei Jesus offenbar keinen Platz. Doch wie viel verkniffene Starrheit lauert damit alsbald hinter dem vorbildlichen Ernst Jesu! Sicher „erkennt man am Lachen den Narren“ – aber ebenso doch auch den ge- bzw. erlöst fröhlichen Mitmenschen, der „so schnell nichts krumm nimmt“. Nicht nur kommunikationswissenschaftliche Beobachtungen⁴ belegen, wie schnell einseitige Gewichtung eines Wertes im ethischen Diskurs faktisch zu dessen „entwertender Übertreibung“ führt. Hält dagegen etwa dem Wert seriösen Ernstes der Wert lockeren Humors die relativierende Wage, kann es hier wie dort weder zu einem „Zuviel des Guten“ noch einem Zuviel seiner Kehrseite kommen. Einander als „Schwesterntugenden“ polar zugeordnet, besorgen die genannten Werte wechselseitig das rechte Maß.

Offene Ethik reflektiert mit den überkommenen positiven wie negativen Wert-Begriffen zugleich deren Kehrseiten – will sagen: was sie verstellen, wenn sie absolut gefaßt werden. In jedem Fall gehören die Entdeckung *polarer Lebensgegebenheiten* und polare Sicht zu ihrer Grundausstattung. Ohne diese dürfte einleuchtende Qualitätssicherung der Moral im Wandel der Zeiten nicht zu leisten sein.

WEITERGEHENDE WAHRNEHMUNG DES BEGRIFFS VOM LEBEN

Wenn bisher von „Leben“ als „Sein-in-Beziehung“ und „polaren Lebensgegebenheiten“ die Rede war, ist damit keineswegs alles erfaßt, was der Begriff „Leben“ vergegenwärtigt.

Ob die Vorstellung bzw. der Begriff von „Sein“ mit Beziehung verknüpft oder ohne diese Verknüpfung begegnet, unvermeidlich stellt sich *andererseits* oder

3 In: Wahres Leben, Luther-Verlag Witten-Ruhr, S. 69. Vgl. AT: Sirach 21,29: „Ein Narr lacht überlaut; ein Weiser lächelt nur ein wenig.“; Texte der Kirchenväter, 3. Band, Kösel-Verlag München 1963, S.25 aus der Feder des Klemens von Alexandrien (um 200 n. Chr.): „Dem Lachen muß man Zügel anlegen. Wenn sich das Lachen in der richtigen Weise äußert, zeigt es Anstand; wenn es aber nicht so vor sich geht, ist es ein Beweis von Zuchtlosigkeit.“

4 Siehe dazu Friedemann Schulz von Thun, Miteinander Reden 1 u. 2. Allgemeine u. Differentielle Psychologie der Kommunikation.

auch: *dem gegenüber* der Leer-Begriff von *Nicht-Sein* ein. *Nicht-Sein* kann, je nach Perspektive, höchst unterschiedliche Gestalten/Formen von Betroffenheit bewirken. *Nicht-Sein* vergegenwärtigt die gedankliche Alternative zum bewußten Erlebnis des Da-Seins. Wer sein Da-Sein bewußt reflektiert, vergewissert sich nicht nur seiner Existenz als ICH⁵, sondern nimmt damit zugleich die Zeitlichkeit oder auch *Endlichkeit* seines Daseins als natürliches Lebe-Wesen in seiner leibhaftig vorfindlichen individuellen Gestalt wahr. So gewiß die eigene Existenz und die Teilhabe am Leben als einzigartiges individuelles ICH ist, so gewiß ist deren natürliches Ende im Tod! Einmal ins Leben gekommenes ICH ist nicht ohne die schicksalhafte Lebensgegebenheit seines Sterbens bzw. Todes zu haben. „HERR, lehre mich doch, daß es ein Ende mit mir haben muß / und mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß“, betet der Beter des 39. Psalms (V. 5) schlicht und drückt dem HERR-Gott und sich selbst gegenüber damit zugleich die Betroffenheit seines ICHs von der Gegebenheit des Todes und die menschliche Neigung aus, diese töricht zu verdrängen. Das seiner bzw. seines Selbst bewußte menschliche Individuum sagt „Ich“, realisiert als solches sein Da-Sein sowie seine Beziehung zu sich selbst und zu anderen Lebewesen und beegnet damit, so lange es am Leben teilhat, im Stande des/der selbständigen „Subjekts“/„Person“. Für das als „ICH“ organisierte Lebewesen (der Gattung Mensch) und aus der Perspektive des für sich genommenen „Subjekts“ erscheint das (eigene) Da-Sein unabdingbar als endliche (auf sein Ende im Tod zuschreitende) Episode.

Anders hingegen sehen die Dinge aus, wird „Leben“ als jedes Einzelwesen umfassendes bio-logisches System oder gar physiko-logisch vom Gesetz der Erhaltung der Energie her begriffen. Fragen von Anfang und Ende des Da-Seins von Leben erscheinen hier erst als Themen der *Meta-Physik*. Leben im Horizont der ‚Physika‘ nimmt das Ende eines faßbaren Einzelwesens – sozusagen ökologisch von Hause aus – als Bedingung laufender Lebens-Erneuerung. Im „Haushalt“ der organischen „Natur“ scheidet Veraltetes bzw. nicht mehr Lebenstüchtiges/-fähiges aus und macht damit Platz für „fortgepflanztes“ Leben. Erst vom Menschen entwickelte außerordentliche Möglichkeiten des Eingriffs in die Ökologie natürlichen Lebens können dann auch dessen Weiter-Leben im polaren Gleichgewicht seines Da-Seins im Spannungsfeld von *Ständigkeit* (Kontinuität) und erneuerndem *Wandel* (Diskontinuität) außerordentlich beeinflussen.

5 Renè Descartes „Je pense, donc je suis“ (‘ego cogito, ego sum’) = „Ich denke, also bin ich“ von 1637, gehört in diesen Zusammenhang.

VOM GEWICHT DER ÖKOLOGIE IM ETHISCHEN DISKURS – *FREIHEIT* UND *SCHICKSAL* IM WANDEL DER GEGEBENHEITEN

Je deutlicher die Entwicklung von Wissenschaft und technischen Möglichkeiten fortschreitet, desto klarer bestimmen damit auch das individuelle Leben übergreifende öko-logische Fragen den ethischen Diskurs.

Im umfassenden Beziehungs-Verbund des Lebens zeitigt jeder Eingriff in vorgegebene Zusammenhänge ihm entsprechende Wirkung. Menschen, die im Einklang mit der Natur leben, haben das sozusagen immer schon gewußt. Ob sich die sogenannten Naturvölker diesem Wissen freiwillig fügten, mag man indes fragen. Sie erlebten ihre Abhängigkeit von den Gegebenheiten der Natur erst einmal als *Schicksal*, auf das einzuwirken dann nicht Sache ihres Vermögens, sondern unabweislich eine metaphysische Angelegenheit bzw. Sache der Götter/GOTTES war.

Eindeutig zeichnet die alttestamentliche Überlieferung den Menschen jenseits der Symbiose mit Gott im „Paradies“ den Naturgegebenheiten unterworfen (1.Mose 3,19: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du wieder zu Erde werdest, davon du genommen bist.“). Daß Gott-Schöpfer zuvor seine Menschen als höchste Lebewesen mit Möglichkeit und Auftrag ausstattet, sich „die Erde ... untertan“ zu machen und über alles, was sonst auf Erden lebt, zu „herrschen“ (1.Mose 1,26), kann nur von Unverständigen als Freibrief für absolut willkürlichen Umgang mit der „Um-Welt“ verstanden werden. Wer ein Nest mit Eiern oder geschlüpften Vogeljungen und der Vogelmutter darauf sitzend findet, soll „die Mutter fliegen lassen, auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest“, gebietet 5.Mose 22,6f.. Auch die Spitzenposition der Menschen unter den Lebewesen ändert nichts an ihrer öko-bio-logischen Grundabhängigkeit. Die Vogelmutter nicht fliegen zu lassen, hieße: Raubbau zu treiben und in absehbarer Zeit dann auch keine nahrungsträchtigen Nester mehr zu finden.

Die Abhängigkeit von den Ressourcen des Lebens wahrzunehmen und mit Verstand zu „herrschen“, „auf daß dir's wohlgehe“, ist eines. Im Zuge wachsender Potenz, auf den ‚Oikos‘ der Natur einzuwirken, weitet sich indes auch der potentielle Raum *freien* Verfügens dergestalt, daß sich unweigerlich auch die Fassung von *Schicksal* und der Umgang mit Schicksal verändert. Weder etwa der sogenannte Klimawandel noch Überbevölkerung und verheerende Seuchen oder gar Kriege sind nunmehr einfach/ausschließlich als Geschick zu begreifen, für das am Ende allein GOTT bzw. die NATUR zuständig wäre. Je deutlicher sich der Raum menschlichen Vermögens und damit menschlicher *Freiheit* weitet, desto weniger erlaubt nachhaltiges Ethos, *Schicksal* als Alibi für Unachtsamkeit zu fassen.

Historisch betrachtet begleitete den Begriff der Freiheit im ethischen Diskurs immer schon die Notwendigkeit seiner Abgrenzung gegen verantwortungslo-

se/blinde Willkür. Verändert sich die Fassung des Schicksals-Begriffs, verliert damit sozusagen nicht nur das überkommene Denk-Gehege an Schlüssigkeit. Sobald die Frage auftaucht, wie Schicksal angemessen zu fassen ist, d. h. wo Lebens-Geschick unabänderlich begegnet und wo abänderlich oder gar selbstgemacht, wachsen der Ethik neue Perspektiven zu. Ja sie wird sich gegebenenfalls neu aufstellen müssen.

WEICHENSTELLUNGEN IM UMFELD DES SCHICKSALS-BEGRIFFS – *WIDERSTAND* NEBEN *ERGEBUNG*

Schicksal, das im Gewand durch den Menschen unabwendbaren/unbeeinflußbaren Lebens-Geschicks daherkommt, vergegenwärtigt gestern wie heute die gedankliche Schnittstelle zur Metaphysik bzw. Religion. In dieser Fassung erscheint nicht nur alles Leben und Wirken/Tun unter metaphysischem oder religiösem Vorbehalt (Siehe Jak 4,15: Statt gedankenlos zu planen „solltet ihr sagen: Wenn der Herr will, werden wir leben und dies oder das tun.“). Wer auf dieses Schicksal einwirken will, kann das allenfalls über seinen GOTT bzw. seine Gottesbeziehung und entsprechende Riten tun. D. h.: ihm selbst „bleibt“– laut Volksmund – letztlich „nur das Beten“.

Daneben hält die klassische (Stoa) bzw. fernöstliche (Buddhismus) Denktradition gegen die Betroffenheit durch sogenannte Schicksals-Schläge den Weg vorbeugender psychischer Abhärtung bzw. meditativer Überblendung bereit. Kannst du dein/das Schicksal nicht ändern, lerne, ihm absolut unberührt zu begegnen, d. h.: dein ICH nicht von ihm erschüttern und damit abhängig machen zu lassen. Wie sehr diese Tradition dem Solipsismus zudient, ist ein Kapitel für sich. Mit Sicherheit ist ihr Weg nicht so lebensnah, daß er jedermann/frau zugänglich wäre.

So deutlich wie Leben in-Beziehung erlebt wird, so deutlich gehören Emotionen zum ICH; und wo „Geschick“ schmerzt, stellen sich nicht von ungefähr Fragen nach der Ursache der Schmerzen bzw. ihrer Deutung ein. Die Natur hält Schmerzen als Instrumente der Warnung bereit. Uralte Pädagogik reagiert auf Fehlverhalten mit der „Rute“. Moralische Prägung löst die Frage aus, womit das ICH den Schicksals-„Schlag“ bzw. die Schmerzen „verdient“ habe. Offenkundig ragt die Fassung von Schicksal/Geschick bereits in Vorstellungen seiner Abänderlichkeit hinein, wo persönlich schmerzhaftes Geschick als zwangsläufige Folge unangemessenen/unrechten Verhaltens erklärt werden kann. Es gäbe kein funktionierendes Rechts-System, könnte natürliches Gerechtigkeitsempfinden in-Beziehung nicht aus Sanktionen bzw. einem Widerfahrnis, das weh tut, den Anstoß zur (freiwilliger oder erzwungener) Verhaltensänderung herauslesen.

Im Rahmen von Religion führt die Konfrontation mit Schmerz dann, der jeweiligen Fassung des Schicksal-Begriffs und dem dazugehörigen Gottes-Bild entsprechend, zu die GÖTTER besänftigenden Ritualen, zu „Einkehr“ bzw. „Buße“ und überhaupt dem Bemühen, es GOTTES „Geboten“ recht zu machen [Bundes-

gedanke im Hintergrund], oder zu Theodizee-Fragen, d. h. zu klagendem „Rechten mit“ GOTT. Kurz: In dem Maße, in dem aus In-Beziehung-Sein Rechtsempfinden erwächst, in dem Maße leiten zumindest untergründig auch in der Dimension der Gottesbeziehung Vergeltungsmuster das Denken und bestimmen die Sinndeutung jeweiligen Schicksals mit. „Die kleinen Sünden straft Gott sofort“, sagt der Volksmund. Wo alle gängige Sinndeutung an ihre Grenze kommt, greift die theologische Tradition dann zu einer absoluten Glaubensformel. Hinter letztendlich unerklärlichem Schicksal, steht der im Letzten unerklärliche ALLMÄCHTIGE GOTT, dem seine Geschöpfe nur in Demut und als „schlechthinnig“ [Schleiermacher] von ihm Abhängige begegnen können.

Daß der überkommene Umgang mit der Theodizeefrage angesichts gewichtiger Veränderungen beim Schicksals-Begriff auch selbstgesetzte Grenzen überkommener Theologie markiert, kommt bei offener Sicht („nach Ausschwitz“!) deutlich vor Augen. Wer Schicksal am Ende unbesehen auf den ALLMÄCHTIGEN GOTT zurückführt, etabliert am Ende auch einen starren Schicksals-Glauben, der weder am Schicksal zu rütteln erlaubt, noch nach ideologischen – sprich: willkürlichen – Zügen in seiner Fassung von Schicksal fragt. So wahr *Freiheit* und *Schicksal* im gelingenden Leben (polar) miteinander korrespondieren, so wahr gehören *Widerstand* und *Ergebung* zum Umgang mit Schicksal. Selbstredend gehen demokratische Systeme von heute davon aus, daß eine schlechte „Obrigkeit“ auch wieder abgesetzt werden kann.

Doch damit erst einmal zur nächsten „Weichenstellung“

So lange Menschen über ihr Leben nachdenken, so lange kann das individuelle ICH auch von seinem Todes-Schicksal bewegt werden, weil hinter ihm Vorstellungen der Nichtung auftauchen. Nicht nur die Vorstellung biologischer Veroder Ent-Wesung bewegt (im Kontext ICH-bestimmter Lebensauffassung) das Gemüt. Volle Realisation/Wahrnehmung eigenen Da-Seins ist spontan Bildern vom Bleiben verhaftet. Das eigene Leben als Episode zu fassen, widerspricht dem Mühen um Gewicht/Bedeutung sowie den Leitgedanken lohnenden Lebens und persönlicher Vollendung [Schopenhauer!]. Auf Ausgleich angelegtes Rechtsempfinden duldet zudem keine offenen Rechnungen und ragt damit (angesichts gebrochener/mangelhafter Lebensverhältnisse) ins Metaphysische hinein. Kurz: Das alles läuft auf Vorstellungen vom (Weiter-)Leben nach dem Tode zu. Schlüssig deduziert der Philosoph I. Kant seine „Postulate der praktischen Vernunft“. Nicht von ungefähr sprechen Anthropologen vom ‚homo religiosus‘ (= von Natur religiös veranlagten Menschen). Im Buddhismus erzwingt die sogenannte „Seelenwanderung“ *endlos* fortlaufendes Streben nach Vollendung. Mit der Formel von der „unsterblichen Seele“ federt abendländisches Denken erst einmal Vergehensängste ab, indem es über das Konstrukt eines bleibenden (geistigen) Wesenskerns das Todesschicksal des ICHS [hier mit „Seele“ gleichgesetzt] relativiert.

Wie auch immer dem Todesschicksal und damit dem Vergehen entthobenes Leben vorgestellt wird – gehören (individuelle) ICH-Konturen dazu, gehören auch im Rahmen von Koordinaten, die räumlicher wie zeitlicher Begrenzung entthoben sind, Vorstellungen vom Sein-in-Beziehung dazu. Die sogenannten Hochreligionen halten hier anstelle der „Zeit“ den Begriff der „Ewigkeit“ bereit. An die Stelle „irdischen“ Raumes treten „Himmel“ oder auch „Hölle“. Der Himmel kann Bilder vom „Paradies“ enthalten, ist mit „Erlösung“ oder „Seligkeit“ konnotiert und repräsentiert die Nähe Gottes. Die „Hölle“ kann „Unterwelt“- oder ‚Hades‘-Bilder in sich aufnehmen und repräsentiert Gottesferne und „Pein“. In jedem Fall schlägt sich in naiven Vorstellungen künftiger Gestalt der Teilhabe des ICHs an Gottes Ewigkeit das Vergeltungsschema nieder und legt nahe, schon im diesseitigen Leben für das Jenseits bzw. die Ewigkeit vorzusorgen und sich schon hier möglichst gut bzw. gottgefällig zu erweisen. Nur wer mit „Gott“ und „Ewigkeit“ nichts im Sinn hat, kann bedenkenlos sagen (Vgl. 1.Kor 15,32): „laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!“ Wer sich unter Gottes Augen sieht, kann dagegen, unter entsprechender Einschätzung seiner selbst, spätestens sein Todes-Schicksal als (Sünden-),„Strafe“ deuten, wenn nicht gar jeden Schicksals-Schlag als „Züchtigungs“-Maßnahme Gottes verstehen.

Wie der Übergang vom sterblichen zum unsterblichen ICH ins Bild kommt, ist dann ein Kapitel für sich [Stichworte: „Auferstehung“ und „Jüngster Tag“]. Wer Schicksal durchgehend als unangreifbare Ordnungs- bzw. Zuchtmaßnahme Gottes deutet, der nur dulndend bzw. gehorsam zu begegnen ist, muß sich heute freilich auch nach seinem Menschen- und Gottesbild fragen lassen und warum seine Ethik „Schicksal“ dergestalt instrumentalisiert, daß für (aktiven) *Widerstand* keinerlei Platz bleibt.

GOTTES- UND MENSCHENBILD IM PROBLEMATISCHEN VERBUND

Denken des individuellen ICHs über die Grenze des Todes hinaus führt den ‚homo religiosus‘ in Theo-Logie hinein und zu Vorstellungen von Gott als transzendente Beziehungs-Gegenüber. Unvermeidlich eignen den Vorstellungen/dem Bild von Gott als transzendente Beziehungs-Gegenüber menschlicher Anschauung entlehene Züge. Das Adjektiv „transzendent“ drückt zugleich den fundamentalen Unterschied zwischen GOTT und Mensch aus, den die Theologie dann z. B. über den Unterschied zwischen „Schöpfer“ und „Geschöpf“ oder dem in seiner *Allmacht* freien „HERRN der Welt“ und dem in den Grenzen seiner Macht an Vorgegebenheiten gebundenen Menschen zu fassen versucht. Das Alte (u. a. Jes 29,16 - vgl. daneben den älteren Schöpfungsbericht 1.Mos 2,7) und das Neue Testament (Röm 9,21) wie der Koran (Sure 55,14) können – im entsprechenden Kontext – den Menschen als Ton-Masse in der Hand Gottes als Töpfer sehen.

So deutlich Aussagen von Gottes un-endlicher Über-Gestalt sozusagen im *superlativischen* Bezug zu menschlichem Vermögen zustande kommen, so deutlich

entwickelt die Theologie damit auch Züge der Einzigartigkeit Gottes, die zwangsläufig ins Dilemma führen. Einzigartige *Allmacht* läßt nicht nur logisches Denken stolpern. Sie verstellt auch tragfähige Bilder der Gottes-Beziehung. „Kann der allmächtige Gott in seiner Allmacht auch einen Stein schaffen“, fragt der wache Schüler den Lehrer, „der so groß ist, daß ER ihn nicht mehr aufheben kann?“ Die logische Aporie, die sich hier auftut, mag die Grenzen menschlicher Möglichkeiten, Gott zu erfassen, bekunden. Andererseits entschwindet mit der einzigartigen *Allmacht* aber auch das Gegenüber, dem gegenüber gelingendes In-Beziehung-Sein gelebt werden könnte. Ton redet nicht von sich aus mit seinem Töpfer. Er ist einfach nur gefügte Anpassungsmasse. Nicht von ungefähr gehört deswegen (nach Ps 8,6) zur biblischen Vorstellung vom Gegenüber Gott-Mensch, daß Gott den Menschen „wenig niedriger gemacht [hat] als Gott“ und „mit Ehre und Herrlichkeit“ – sprich: Menschenwürde – ausrüstete. Nicht von ungefähr bietet der Kanon der Bibel das „Buch Hiob“ auf, um lebendige Gottes-Beziehung gegen stumpfe Ergebung vorzuführen.

Auf den Gipfeln abstrakter theologischer Begriffsbildung, mag die Rede von der „Prädestination“ (Vorherbestimmung) des Menschen durch Gott, des Menschen „schlechthinnige Abhängigkeit“ von Gott superlativ zum Ausdruck bringen. Genauer betrachtet führt „Prädestination“ als Derivat von „*Allmacht*“ aber zugleich – salopp gesagt – in ethisches Gestrüpp bzw. eine Sackgasse, weil mit ihr menschliche Freiheit gleichsam hinter einer Mattscheibe verschwindet. Freiheit ist Bedingung der Möglichkeit ethischen Anrufs im Kontext wechselseitiger Beziehung. Ohne Freiheit (polar dem Schicksal gegenüber) gerät alles menschliche Tun, Lassen und Verhalten zu unabänderlichem Schicksal und damit würde auch Ethik zu einem müßigen Unterfangen.

Auf „Prädestination“ des Menschen durch Gott kann schlüssig nur kommen, für den dogmatisch bereits feststeht, daß der Mensch (nicht nur) in-Beziehung zu Gott nur versagen kann. Auf das Dogma erbsündlicher Verderbtheit des Menschen gegründet wird das Theologumenon von der Prädestination dann zu einem Vehikel der Gnadenbotschaft für die Gläubigen und deshalb auch als „Gnadenwahl“ verhandelt. Wie sehr damit auch Gott dogmatisch eingezwängt begegnet, fällt denen, die mit persönlicher Vergewisserung ihres Erwähltheits beschäftigt sind, natürlich nicht auf.

Genau so wenig fällt denjenigen, die einmal in der Deutung des Kreuzes Christi auf „Sühnopfer“ eingespart sind, auf, in welchen gesetzlichen oder auch Straf- bzw. Versöhnungszwängen Gott damit gezeichnet wird. Nur für diejenigen, die auf unabdingbare Strafmechanismen eingeschworen sind, strahlt die versöhnliche Liebe Gottes dadurch besonders, daß sich selbst Gott diesen Mechanismen in der Opferung seines Sohnes unterwirft. Mit der Geschichte vom Abbruch der „Opferung“ Isaaks (1.Mos 22) hatte das Alte Testament eigentlich schon gezeigt, daß der souveräne Gott kein vollzogenes Menschenopfer-Ritual braucht, um seine

Beziehung zum erwählten Mensch Abraham im Lot zu sehen. Die christlichen Väter der Sühnopfer-Deutung des Kreuzestodes Christi beharren demgegenüber auf dem Ritual und stülpen GOTT damit sozusagen die ihnen eigene Strafflogik über. Nicht weil sie etwa am Gottesbild von Psalm 103 und dem „barmherzigen und gnädigen“ Gott zweifeln, sondern weil sie dabei, im Banne ihrer Lehre vom der Sünde verfallenen Menschen, nicht von „Strafe muß sein“ absehen können.

In seiner Weise begegnet auch Gott ALLAH im Koran in Allzumenschliches eingezwängt. So *allmächtig* (unbedingt souverän) und *barmherzig* er gezeichnet wird – auf die „Ungläubigen“ wartet unweigerlich die „Hölle“.

ETHIK UNTER DEM HORIZONT UMFASSENDE SICHT DES SEINS-IN-BEZIEHUNG – VOM UNTERSCHIED ZWISCHEN LIEBESGEBOT UND GOLDENER REGEL

ICH-Erleben von schlüssigem In-Beziehung-Sein generiert Rechtsempfinden. Rechtsempfinden setzt Ethik aus sich heraus, will sagen: die Reflexion von Richtwerten für gelingendes Leben-in-Beziehung bis hin zu „moralischen“ Geboten.

Ethik verliert ihren Lebensatem und Sinn und verkümmert zu verkappter Dogmatik, wo Sein-in-Beziehung ohne Freiheit bzw. Freiräume gedacht wird. Die biblische Urszene der Gottesbeziehung der Menschen stellt Adam und Eva im Paradies unter das Verbot Gottes, die Früchte vom „Baum der Erkenntnis“ zu essen (1.Mos 2,16). Das Gebot wäre sinnlos, hätten die Urmenschen nicht die Freiheit zu dessen Übertretung gehabt. Die Sintflutgeschichte endet mit Gottes Beschluß, seine Schöpfung nicht zu vernichten, obwohl die Potenz, Böses zu tun, unverkennbar zum Menschen gehört (1.Mos 8,21f.). Klar definieren die 10 Gebote vom Sinai (2.Mos 20; 5.Mos 5,6ff.) die Bedingungen gelingender Gottesbeziehung im Verein mit dem Hinweis, daß ihre Übertreter mit Bestrafung/Sanktionen bis hin zur Sippenhaft rechnen müssen. Von der Sippenhaft sieht das AT dann später ab. Ja, es geht überhaupt bei Gottes Sanktionen nicht um Nichtung des Übertreters und damit seine Ausmerzung aus der Beziehung, sondern, „daß er sich bekehrt und am Leben bleibt“ (Hes 18,23).

So deutlich Selbstbestimmung zum beziehungs-gerechten Verhalten bzw. „Sich-Bekehren“ zu diesem gehört, so deutlich stellt sich dann freilich auch die Frage, von welcher Triebfeder dazu ethische Reflexion ausgeht.

Bedenkt man, daß in unserem biblisch-christlich geprägten Land erst das 20. Jahrhundert die Prügelstrafe aus der Pädagogik verbannte⁶, dann liegt nahe, von

6 Bis 1973 konnte es in der Bundesrepublik an Schulen noch das sogenannte „Züchtigungsrecht“ der Lehrer geben. Erst seit dem Jahr 2000 spricht §1631 Abs.2 BGB unmißverständlich vom „Recht“ der Kinder „auf gewaltfreie Erziehung“ durch ihre Eltern und schließt damit nicht nur „körperliche Bestrafung“, sondern überhaupt „entwürdigende Maßnahmen“ aus. Siehe dazu auch mein Skript von 2009 „Beobachtungen zum Abschied vom paternalen Zeitalter in Kirche und Gesellschaft“. Dort auch der Zitatbeleg aus Luthers Großem Katechismus.

der Tradition her handfeste Angst vor strafender „Rute“ als Leitmotiv zur Folgsamkeit zu sehen. Alttestamentliche Weisheit empfiehlt den Vätern die „Rute“ bzw. „Züchtigung“ als Mittel liebevoller Erziehung (Spr 13,24: „Wer seine Rute schont, der haßt seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn beizeiten.“). Paulus spricht (Gal 3,24) vom „Gesetz“ als (pädagogischem) „Zuchtmeister“. Martin Luther meint in seinem „Großen Katechismus“ zum 4. Dekaloggebot, „daß man’s dem jungen Volk wohl einbleue[n]“ solle. Das evangelische Passionslied von 1530 „O Mensch beweine deine Sünde groß“ (EG 76) endet – nachdem es in der ersten Strophe den 2. Glaubensartikel sühnopfertheologisch entfaltet – mit der Aufforderung: „O Menschenkind, betrachte das recht, / wie Gottes Zorn die Sünde schlägt, / tu dich davor bewahren!“ Auch die Aufforderung vorher, es „dankbar“ der Liebe Christi (gegen „jedermann“) gleichzutun und „nach seinem Willen [zu] leben“, bleibt damit – „so helle“ „uns Gottes Wort [auch] scheint“ – mit Schatten der Strafangst verbunden! Daß die Anrede des Anfangs mit „O Mensch“ am Schluß zu „O Menschenkind“ wechselt, sehe ich nicht nur dem Versmaß geschuldet. Strafangst paßt, überkommener pädagogischer Praxis entsprechend, zum entsprechend geprägten Kindes-Gemüt.

Kommt erst einmal Psychologie ins Spiel, lassen sich natürlich auch andere Verankerungen ethischer Mahnung vorstellen. Wer liebevolle Zuwendung lebendig erfährt, muß sozusagen (durch welche Umstände auch immer) schon ziemlich verkorkt sein, wenn er darauf nicht freundlich reagiert. Von daher erscheint die neutestamentliche Aufforderung von 1.Joh 4,19 („Lasst uns lieben, denn er [Gott] hat uns zuerst geliebt“) ausgesprochenermaßen (V. 17f.) auch ohne „Furcht“ im Hintergrund schlüssig, und das biblische Liebes-Gebot bekommt gleichsam Hände – wenn es denn auf den Füßen der Glaubensgewißheit des ICHS steht, von Gott geliebt zu sein. Höchst eindrücklich formuliert der Apostel Paulus für sich diese Gewißheit in den letzten beiden Versen (V. 38f.) von Röm 8. So fest, wie Paulus hier auf den Füßen seiner Gewißheit steht, wird er zum christlichen Urzeugen des „Evangeliums“. Doch auch auf der Spur des Paulus bleiben Probleme der Kommunikation seines Evangeliums von der Liebe Gottes. Gar zu leicht begegnet die „gute Nachricht“ in (dogmatisch abgesicherter, aber dann auch einfach) dahingesagter abstrakter Wort-Gestalt, der erlebnisträchtige non-verbale Füllung in-Beziehung abgeht. Wäre das anders, sähen die Christen – mit Nietzsche zu reden – „erlöser“ aus.

In diesem Zusammenhang gibt ferner zu denken, wie ungefragt „Liebe“, die von Hause aus doch wohl in spontane Reaktionszusammenhänge gehört, in der ethischen Tradition zu etwas *Gebotem* werden kann. Wenn sich denn die „Liebe“, die das „Gebot“ meint, letztlich nicht einfach herbeizitiert läßt, dann bekundet ihr Gebot paternalistisch geprägte Redeweise. Rückfragen oder gar Verweigerung sieht paternalistisches Kommunikationsmuster nicht vor. Schicksalsschläge als Widerfahrnisse liebevoller Zuwendung Gottes zu deuten und hinzu-

nehmen, setzt fraglose Gefolgschaft (mit Hintanstellung/Verdrängung eigener Gefühle) voraus. Es entspricht dem paternalistisch geprägten Umfeld der 10 Gebote vom Sinai und ungebrochener Kontinuität bei deren Weitergabe, wenn Martin Luther ihrer Auslegung in seinem „Kleinen“ Volkskatechismus jeweils die Formel „Wir sollen Gott fürchten und lieben“ voranstellt. Das alttestamentlicher „Weisheit“ entsprechende „Fürchten“ mischt hier der *gebotenen* „Liebe“ nicht nur notwendigen Respekt bei. Es vermittelt zugleich eine Mentalität, die es dem ICH erschwert, autoritäre Vorgaben in-Beziehung aus verantwortlicher Eigenständigkeit heraus zu hinterfragen.

Im Vergleich erscheint dem gegenüber 1.Joh 4,19 mit seinem „laßt uns lieben“ der Verankerung des christlichen Ethos in selbsteigener/freier Entscheidung näher. Doch der Zugang zu gelingender Gestalt von Beziehung aus und in „Liebe“ bleibt dogmatisch zugesprochen – und kommt, nach gängigem theologischem Menschenbild, keineswegs aus selbsteigenen Vermögen des Menschen. Nicht nur weil die Vorstellung „vollkommene[r] Liebe“ (ebd V.18) menschengemäße Maße übersteigt. Auch die Sündenlehre läßt (gegenläufig gerichtet) im Prinzip nur den „behinderten“ Menschen zu. Was ich hier kurz andeute, bedarf natürlich weiterer Belege. Vorerst halte ich fest: Von „furchtloser Liebe“ getragenes Ethos erscheint letztlich nur „mit Gottes Hilfe“ schlüssig.

Geradezug aufregend kommt mir daraufhin das „Du kannst auch ohne Gottes Hilfe beziehungsgerecht leben“ entgegen, das der sogenannten „Goldenen Regel“ aus Jesu Munde⁷ zu entnehmen ist. Ausdrücklich sieht Jesus über die Anwendung der Goldenen Regel gleichermaßen erfüllt, was „Gesetz und die Propheten“ im überkommenen „Liebesgebot“ fordern (Vgl. Mt 22,36ff.). D. h.: offenkundig ist für den Jesus der Goldenen Regel nicht zwingend, was Theologen im Gegensatz zur Goldenen Regel aus dem Liebesgebot heraus- bzw. in es hineinlesen.

Nach der Goldenen Regel bedarf es keines erklärten religiösen Überbaus, um möglichst beziehungsgerecht zu leben. Nach ihr muß auch nicht (anspruchsvoll) von „Liebe“ geredet werden, um zu vergegenwärtigen, was mit beziehungsgerechter Haltung und entsprechendem Verhalten gemeint ist. Wer über schlichte Identifikation im Gegenüber auch sich selbst wahrnimmt, weiß, was dem jeweiligen Gegenüber wohl tut und was nicht, und kann es nicht mißachten – es sei denn schon die Selbstbeziehung des ICHS ist gestört und mit ihm die Korrespondenz von Selbst- und Fremd-, Innen- und Außenbeziehung. Kurz: Die Goldenen Regel bietet in beziehungsfähigem Selbstbewußtsein verankerte Ethik. Nicht von ungefähr fehlen hier paternalistische Züge. Ihre Adressaten sind „erwachsene“ mündige Menschen, die überkommene moralische „Gebote“, nach der Maßgabe „prüft aber alles und das Gute [sprich: weiterhin tragfähige] behaltet“ (1.Thess 5,21),

⁷ Mt 7,12: „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch! Das ist das Gesetz und die Propheten.“

kritisch sichten und sortieren. Nur von einem defizitären Menschenbild her reicht die Goldene Regel nicht als Lebensregel. Nur wer *einseitiger* Sicht bzw. Verabsolutierungen aufsitzt, gerät mit ihr ins ethische Dilemma. Die Goldene Regel geht von ausgewogener Selbst-Beziehung/Achtung aus. Hier hat für Bibelkenner auch Ps 8,6 (s. o. S. 12) seinen Platz und das Postulat von der „unantastbaren Menschenwürde“ seine Begründung. Wenn denn die Goldene Regel von Jesus stammt, dann gibt es in der überkommenen Christlichen Theologie Etlliches aufzuräumen.

AUFRÄUMEN IM RAUM DER TRADITION AUS ERWACHSENER SICHT

Zweierlei ist mir bei der Formulierung der Überschrift vom „Aufräumen aus erwachsener Sicht“ gegenwärtig und will vorab mitgeteilt werden.

Aufräumen heißt erst einmal Sortieren oder auch zugehörigen Fächern („Schubladen“ oder auch „Sitzen im Leben“) zuordnen. Erst in einem zweiten Schritt kann daraus Aus-Sortieren werden – je nach dem, welcher Perspektive jeweils Vorrang zugemessen wird. So deutlich eine Perspektive immer auch psychologisch bedingt ist, d. h. einen beschreibbaren Modus von Betroffenheit spiegelt, so deutlich läßt sich – nach dem Person-Modell der sogenannten Transaktions-Analyse („TA“)⁸ – die Mitwirkung typischer „ICH-Zustände“ ausmachen. Die TA unterscheidet hier zwischen drei Typen (Kind-, Eltern- und Erwachsenen-Ich) und schlüsselt über die Analyse ihres Zusammenspiels bzw. ihrer Wechselwirkung konkretes ICH-Verhalten bis hin zu möglichen Mißverständnissen oder gar Kommunikationswirmnissen auf. Aus dem Nebeneinander von Kind(=KI)-, Eltern(=EL)- und Erwachsenen(=ER)-Ich geht bereits hervor, daß mit „erwachsen“ nicht einfach ein Alterstand jenseits der Kindheitsjahre bezeichnet sein kann. Wäre dem so, könnte das ER auch kein eigenes Profil gegenüber dem EL bezeichnen. Vielmehr steht „erwachsen“ hier für kritische oder auch mündige Eigenständigkeit gegenüber dem, was vom urtümlich spontanen oder auch bereits auf Anpassung getrimmten KI wie vom von Fürsorgeimpulsen oder auch von überkommenen Sitten geleiteten/geprägten EL her rüberkommt. Aus der Nebeneinandernennung der drei Ich-Formationen geht ebenfalls hervor, daß alle drei in und mit ihrem Zusammenspiel (mitsamt unvermeidlichen Rückkopplungseffekten) zum lebendigen ICH gehören. Vergegenwärtigen KI und EL natürlich Vorgegebenes und kulturell Eingepägtes, sorgt das ER über kritisch ausgewogene Auseinandersetzung mit KI und EL für freien Umgang mit deren Botschaften und repräsentiert damit sozusagen das Spielbein des ICHS im Lebens-Lauf. Wenn denn Ethik den Fragen nachgeht, was dem Leben-in-Beziehung im Wandel der Zeiten

8 Ich greife hier auf die in den 1970er Jahren in deutscher Übersetzung als rororo-Sachbücher erschienen Arbeiten der amerikanischen Transaktionsanalytiker Thomas A. Harris (Nr. 6916) und Eric Berne (Nr. 6735 u. 6848) zurück.

zum Besten aller Beteiligten dient, dann tut sie dies – bei laufendem Kontakt zum KI und EL! – aus der Perspektive oder auch prüfenden und wägenden Position des ER.

Leuchtet die Unterscheidung zwischen den drei Ich-Positionen auch nur andeutungsweise ein, verortet sich sogenannter *Fundamentalismus* gleichsam von selbst. Er kann sich nur dort breit machen, wo das „erwachsene“ ICH (ER) fehlt bzw. nichts zu sagen hat.

Zweifel als Ferment kritischer Prüfung dem ER zuzuordnen, liegt auf der Hand. Daß *Glaube* im Sinne religiöser Hingabe und *Zweifel* einander nicht grundsätzlich ausschließen müssen, sondern durchaus nebeneinander bestehen können, wird in dem Augenblick schlüssig, in dem das KI als (natürlicher) Wohnsitz tragenden Glaubens wahrgenommen wird. Nicht von ungefähr bindet Jesus den Zugang zum „Himmelreich“ ans *kindhafte* Gemüt (Mk 10,15; Mt 18,3: „Wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen.“ Vgl. Mt 19,14). Das kindhaft-kindliche Gemüt steht hier für furchtloses Vertrauen und Geborgenheit in der Gottes-Beziehung (ohne dogmatisches Wenn und Aber). Jesus selbst redet dementsprechend (Mk 14,36) Gott-„Vater“ kindlich familiär mit „Abba“ an. Paulus übernimmt diese Gebetsanrede (im „kindlichen Geist“ Röm 8,15; Gal 4,6). Wenn hier vom ER her kritische Anfragen kommen, dann um „*Kindisches*“ vom urtümlich *Kindlichen* zu unterscheiden und unter naheliegenden Umständen entstandene *kindische* Auswüchse abzustreifen/hinter sich zu lassen.

So deutlich, wie (kleine Menschen-)Kinder elterlichem/erzieherischem/r Einfluß/Gewalt unterliegen, so deutlich prägt diese(r) nicht nur ihr EL, sondern auch ihr Selbstbild. Eltern-Erlebnisse formen das EL im Kind. Tradition und Sitte kommen mit dem EL über. Ein autoritär konfiguriertes EL fordert vom Kind in erster Linie gefügte Anpassung. Im Ruhrgebiet begegnete mir der EL-Leitpruch: „Kinder, die was wollen, krieg’ n was auf die Bollen“. Eine volkstümlich-banale Variante biblisch-abendländischer „Zuchtmeister“-Tradition (s. o. S. 14 das Zitat Spr 13,24)! Es gehört zum autoritär geprägten EL, daß ihm ein unangepaßtes freies KI querkommen muß. Wie denn vice versa immer auch ein sich frei tummelndes KI im Spiel ist, wo es um Provokation vom EL dominierter sogenannter „Spießer“, „Philister“ oder „Pharisäer“ geht. Urtümlichem KI eignen grenzenlose Offenheit, spielerische Fantasie und Neugier. Freie Kunst lebt von diesen Eigenheiten und experimentiert mit ihnen. Nicht von ungefähr gehört zum klassisch geprägten EL, daß es auch die Kunst als moralisch gerahmte Veranstaltung verhandelt wissen möchte. [Ikonen-Malerei!]

Wer die ethische Szene betritt, begegnet, ob er das nun bewußt wahrnimmt oder nicht, Vorurteilen in Gestalt gängiger Prägung auch seines eigenen ICHs. Welt-, Menschen- und Selbstbild, spiegeln sich psychologisch in der Verfassung seiner Ich-Formationen. Ein angepaßtes KI begegnet, wo einer unbedacht be-

hauptet, die Prügel, die er als Kind bekam, hätten ihm „nicht geschadet“. Die therapeutisch, d. h. an der Verbesserung der Lebenssituation orientierte TA zielt erklärtermaßen auf menschliche Kommunikation nach dem Muster „Ich bin o.k. – Du bist o.k.“, orientiert sich mithin an einer positiven Sicht des eigenen Selbst und des Gegenübers und geht prinzipiell von Begegnung in Augenhöhe aus. Muß ich ausführen, wie nahe das der „Goldenen Regel“ kommt? Auf jeden Fall sind damit Grundbedingungen von *Verträglichkeit* formuliert und ein Raum betreten, in dem nicht von vornherein gar gewaltsam um Achtung *gekämpft* werden muß.

Von Prügeln als paternalistischem Erziehungsmittel und einem einseitigen Menschenbild, das grundsätzlich von Defiziten im Menschen-Kind ausgeht, dem tunlichst mit Furcht einflößender Gewalt/Strafe begegnet wird, führt eine untergründige Linie zur klassisch männlichen Rede vom „Krieg als Vater aller Dinge“ (Heraklit) und zu Nietzsches einseitigem „Willen zur Macht“. Daß Martin Luther z. B. meint, jungen Leuten die Zehn Gebote „einbleuen“ zu müssen, paßt auf lange Sicht zu der Tatsache, daß das Christliche Abendland erst im 20. Jahrhundert bis zur Friedensforschung und zu Alternativen zum Krieg als gängigem Mittel gewaltsamer Auseinandersetzung bei Konflikten vordrang. Von der Erbsünden-Lehre beherrschte theologische Anthropologie sah bis dato keine Alternative zum heillos „in sich selbst verkrümmten“ Menschen (Augustinus, Luther)⁹ und einer Ethik vor, die mit ihrem Gebot der *Nächstenliebe* den auf „Selbstsucht“ eingestellten Menschen von Hause aus zwangsläufig überfordern muß. Erst wer dem Menschen-Kind neben dem „Willen zur Macht“ bzw. zur *Selbstbehauptung* auch die Ausstattung mit *Verträglichkeit* zuerkennt, wird sensibel gegenüber *absoluten* ethischen Forderungen/Werten, die alles Menschenmögliche übersteigen. *Verträglichkeit* in-Beziehung schließt auch Selbstvergessenheit und Kompromisse ein. Aus dem Fundus natürlicher *Verträglichkeit* erwächst im Konfliktfall den Impulsen zur (unbedingten) *Selbstbehauptung* ein *polares Gegengewicht*. Ich vermute, es ist paternalistisch und entsprechend einseitig geprägten Denkern im Mannesalter zuzuschreiben, daß in ihrem System kein ethisches Gewicht erlangen konnte, was in jeder ungestörten Kinderstube unter Geschwistern einleuchtet und Platz hat.

Ich sortierte soeben in gedrängter Form leitende Stichworte aus psychodynamischer Sicht. In den folgenden Abschnitten werde ich ihnen Schritt um Schritt nachgehen und entfalten, wo und warum offene Ethik überkommene Denkmuster kritisch sehen bzw. hinter sich lassen muß.

9 Ausführliche Zitate dazu in meinem Skript von 2016/17 „Offene Ethik heute – frei von einseitiger Anthropologie ...“

ABSTRAKT EINSEITIGER BEGRIFF VOM MENSCHEN – EIN VEHIKEL
PATERNALISTISCHER TRADITION UND MISBACHTUNG DER SEXUALITÄT

Artikel 3, Abs. 2 unseres Grundgesetzes stellte 1948 unumwunden fest „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“. Doch wie viel Aufräumarbeit in der überkommenen Gesetzeslandschaft bedurfte es noch, um die „Gleichberechtigung“ durchgreifend abzusichern!¹⁰ Man mußte erst freimütig wahrnehmen, wie viel Übergewicht die Tradition bzw. Auffassung vom „Menschen“ ins Denken brachte, welche die von Natur aus gleichgewichtige weibliche Menschengestalt gleichsam hinter der Männlichen verschwinden ließ und die Frau zum Anhängsel des Mannes machte. Abstrakte abendländische Begriffsbildung sprach „dem Menschen“ (als Gegenstand der Reflexion) bezeichnenderweise seit Menschengedenken männliches Geschlecht zu. Paternal geprägte religiöse Weltansicht transportierte hierarchische Vorstellungen von der Nach- bzw. Unterordnung der Frau gegenüber dem Mann.

Ein einfacher Hinweis auf gängigen Brauch „in allen Gemeinden der Heiligen“ genügt dem Apostel Paulus 1.Kor 14,34, „Frauen“ an ihren untergeordneten Status zu erinnern und ihnen „schweigen in der Gemeindeversammlung“ zu gebieten. Daß erst die Revolution nach dem 1. Weltkrieg im Jahr 1918 Deutschen Frauen endlich auch das Wahlrecht brachte, änderte noch länger nichts an klassischer Rollenzuweisung und Verortung der Geschlechter. „Der Mann muß hinaus / Ins feindliche Leben ... Und drinnen waltet / die züchtige Hausfrau“ dichtete Friedrich von Schiller im Jahr 1800 in seinem berühmten „Lied von der Glocke“. Frauen lediglich dienende Rollen bzw. diakonische Aufgaben zuzuweisen, war noch zu meinen Studienzeiten unter Theologen gängig.¹¹ Es dauerte von 1958-1991 bis alle Gliedkirchen der EKD auch Frauen zum Pfarramt zuließen. Erst das zum 1.7.1977 in der Bundesrepublik in Kraft getretene „Erste Gesetz zur Reform des Ehe- und Familienrechts (1. EheRG)“ sieht das eheliche Miteinander von Mann und Frau durchgehend *partnerschaftlich* ausgerichtet.

Partnerschaftliches Miteinander von Mann und Frau wächst auf dem Boden der Einsicht, daß es Menschen individuell, konkret und leibhaftig nicht von ungefähr in jeweils geschlechtlich bestimmter Verfassung gibt und sich *Menschheit* nur in wechselseitiger Gewiesenheit bzw. Ergänzung von männlicher und weiblicher Menschen-Gestalt oder Ausrichtung erfüllen kann. Bereits die geschlechtsbedingte Unterschiede zwischen Mann und Frau, männlicher und weiblicher Ausrichtung, kennzeichnen menschliches Leben als Sein-in-Beziehung. Und der Sexualität kommt dabei übergreifende Bedeutung zu.

10 Siehe etwa das "Gesetz über die Gleichberechtigung von Mann und Frau auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts" vom 3.5.1957, das erst am 1.7.1958 in Kraft trat, und die weiteren Bemühungen bis heute, die Gleichstellung von Mann und Frau angemessen zu realisieren.

11 Vgl. Zitat von Wolfgang Trillhas in meiner Pastoralen Ethik von 1999, S. 68 Anm. 157.

Erst dem Ausgang der biblischen Sündenfallgeschichte (1.Mose 3,16 „... dein Verlangen soll nach deinem Manne sein, aber er soll dein Herr sein.“) können (paternalistisch geprägte) Theologen in einseitiger Weise geschlechtlich bedingte Herrschaftsverhältnisse entnehmen. Dabei hatte sich „Adam“ beim „Sündenfall“ wahrlich nicht als „Herr“ erwiesen! Und wer sexuellem „Verlangen“ nachgeht, wird es nicht von ungefähr beim „Manne“ mindestens genau so stark entwickelt finden wie beim „Weibe“.

Was auch immer zur Einschätzung der Sexualität und zum Umgang mit ihr zu bedenken ist – wer im menschlichen Leben von ihr absehen will, sieht von kreatürlichen Gegebenheiten ab und folgt – freiwillig oder gezwungen – einseitig eingeschränkter Sicht. Ganzheitlich orientierte Anthropologie erkennt ebenso aufmerksam wie unerschrocken, daß geschlechtliches Verlangen beim Menschen keiner weitergehenden periodischen Einschränkung unterliegt. „Sex“ reicht beim Menschen weit über den allen organischen Lebewesen eigenen Fortpflanzungs- oder Vermehrungstrieb hinaus und in das Geschehen wechselseitiger intimer Vergewisserung von Beziehung hinein. Wechselseitige intime Vergewisserung von In-Beziehung-Sein weist auf partnerschaftliche Verständigung und bleibt notwendig nicht bei alten Vorstellungen vom „Kampf der Geschlechter“ stehen.

KORRESPONDENZ ZWISCHEN EINSEITIGEM MENSCHENBILD, SÜNDELEHRE UND ABSOLUTEN FORDERUNGEN

Wer seine Sexualität auszublenden vermag, erscheint andererseits allen möglichen Problemen mit ihr und der Verantwortung, mit ihr lebensförderlich umzugehen, enthoben. Der innere Weg von *sexueller Enthaltung* zu weiteren Formen der Enthaltsamkeit bzw. mönchischen Idealen ist nicht weit. Absoluter *Gehorsam* entbindet von der Last der Freiheit zu selbsteigener Entscheidung. Absolute *Besitzlosigkeit* überläßt die Sorge um den eigenen Lebenserhalt anderen. So unmittelbar, wie gelebte Sexualität das In-Beziehung-Sein berührt, so leicht sieht einseitig orientierte Morallehre „Sex“ am besten im „Gift“- oder „Drogenschrank“ aufgehoben und heftet unter religiösen Vorzeichen eine Warnung vor dem „Teufel“ bzw. „Satan“ an die Tür des Schanks zu allem leibhaftig-„Fleischlichen“. Theologisch firmiert dann – in der in Sünde gefallenen Welt – die Institution der „Ehe“ als von Gott eingesetztes „Gegenmittel gegen die Sünde“ („remedium peccati“) und Sex außerhalb der Institution kann nur „Unzucht“ oder „Hurerei“ („porneia“) sein.

Was ich soeben spitz formulierte, folgt – um das spätere Theologumenon vom ‚remedium peccati‘ erweitert – getreu dem, was der Apostel Paulus 1.Kor 7,1-8 schreibt. Wo Paulus dann den sexuellen Vollzug im „züchtigen“ Ehestand thematisiert, bestimmt die gebotene „Heiligung“ („hagiasmos“) der Christen das Geschehen. Sich sexuellen Regungen „in gieriger Lust“ (Lutherübersetzung) bzw. „in leidenschaftlicher Begierde“ (Einheitsübersetzung) „wie die Heiden, die von

Gott nichts wissen“ hinzugeben, kommt nach 1.Thess 4,1-5 nicht in frage. Offensichtlich schließen für Paulus wechselseitige „Ehrerbietung“, die fraglos auch zu gelingendem Miteinander der Geschlechter gehört, und lustvolles Ausleben „leidenschaftlicher Begierde“ einander aus.

Wie selbstredend Paulus damit den „Heiden“, die seine(n) Glauben/Gottesbeziehung nicht teilen und Sexualität lustvoll ausleben, kein geschlechtliches Miteinander in wechselseitiger Ehrerbietung zutraut, ist das eine. Wie viel das auch über sein Bild vom „natürlichen“ Menschen und seine Fassung ethischer Richtwerte bzw. „des Gesetzes“ sagt, das andere. Allen Menschen sind, nach Paulus (Röm 2,12ff), in ihrem „Gewissen“ ethische Richtwerte gegenwärtig. Reflektiert Paulus hier exemplarisch das ICH in seiner Stellung zum „Gesetz“ (Röm 7,7ff), nimmt er letztlich nur noch radikale Anklage wahr. Nimmermehr vermag das ICH das Gute, das das „Gesetz“ seines Erachtens fordert, von sich aus zu erfüllen. So bleibt am Ende – zumal bei negativer Einschätzung aller leiblich-„fleischlichen“ „Begierden“ – nur die absolute Angewiesenheit auf Erlösung „von diesem [sündenverhafteten] Leib des Todes“ (V. 24). Hellenistische Abwertung alles Leiblichen im Sinne hierarchischer Unterordnung des Leiblichen unter das Geistige dürfte hier mit einkommen. Wenn Paulus vom „Leib des Todes“ redet, ist auf jeden Fall der des Paradieses verwiesene Urmensch Adam und sein Todes- = Sünderschicksal gegenwärtig (Röm 5,12ff.).

Christliche Dogmatik konnte daraufhin die Lehre von der „Erbsünde“ und der dominierenden Neigung des Menschen zum Bösen entwickeln. Wo auch immer Ansätze zum Guten zu finden sind, ragen die Forderungen des „Gesetzes“ in jedem Fall über die beschränkten Möglichkeiten des ‚homo incurvatus‘ = „in sich selbst verkrümmten“ Menschen (s. o. S. 18+21) hinaus und „überführen“ diesen als Sünder. Unverkennbar begegnen das vom ersten christlichen Theologen Paulus überkommene Menschenbild und seine Deutung des „Gesetzes“ auf seine Gnaden- und Erlösungslehre hin zugeschnitten.

Mag sein, daß Paulus die erst im Matthäus-Evangelium (7,12) aus dem Munde Jesu überlieferte Goldene Regel noch nicht kannte. Das von Gott gegebene „gute Gesetz“ (Röm 7,12) in Gestalt des biblischen Liebesgebots zu vergegenwärtigen (Röm 13,8ff. vgl. Gal 5,13), liegt ihm auf jeden Fall näher. Wer das Liebesgebot wie Paulus liest, bleibt seinem Beziehungsgegenüber durchweg „etwas schuldig“. Die Goldene Regel könnten auch alle übernehmen, „die von Gott [und Sündenfall] nichts wissen“. Man mag die Regel hin- und herwenden. – Sie setzt auf die Möglichkeit verträglichen Ausgleichs in-Beziehung und heftet der Selbst-Liebe nicht a priori die sündhafte Schlagseite blinder Selbstversessenheit an.

WENN DER APOSTEL PAULUS HEUTE LEBEN WÜRDE ...

Welche Folgen und Fragen im Laufe der Geschichte Paulus' Ethik der „Heiligung“ und seine Sicht des Lebens zeitigt, führte ich bereits an anderer Stelle im einzelnen aus.

War Paulus biologischen Lebensbedingungen gegenüber blind, daß er (1.Kor 7,7) generell wünschen konnte, „alle Menschen“ würden zölibatär und damit geschlechtslos und ohne Nachkommen leben wie er selbst? Wie abstrakt war seine Vorstellung von der Wirkung der Taufe (Röm 6), wenn er behauptete, mit ihr eröffne sich bereits ein „neues Leben ... in Christus“, das „der Sünde gestorben“ (V.11) sei und sich durchgehend vitalen Regungen verweigern könne!

Was auch immer hier noch Paulus' Konzept der „Heiligung“ mitbestimmt – verständlich oder auch schlüssig wird es von seiner aktuellen Weltsicht her. Paulus sieht das Leben bereits an der Schwelle zum Eschaton bzw. zu Gottes Ewigkeit und setzt auch bei seiner Leserschaft voraus, daß sie „die Zeit [den ‚kairos‘] erkennt, ... denn unser Heil [‚sooteria‘] ist jetzt [schon] näher als zu der Zeit, da wir gläubig wurden“ (Röm 13,11). Nachhaltig denken heißt also hier und jetzt: Leben gleichsam im Endspurt begreifen und gestalten.

Eindeutig rechnet Paulus mit dem (Anbruch des) Reich(es) Gottes noch zu Lebzeiten seiner eigenen Generation. „Wir werden nicht alle entschlafen“, schreibt er 1.Kor 15,51 einfach. So fest das für Paulus steht, bleibt lediglich noch die Frage, wie man sich dann den Übergang vom „verweslichen“ Leib des Todes zum „unverweslichen“ Auferstehungsleib vorzustellen hat. Paulus selbst imaginiert hier (1.Kor 15,51ff.) ein „Verwandeltwerden“ nach Art eines „Bekleidungs“-wechsels und taucht damit tief in die Erlebnisweise des Kind-Ichs ein. In dieser gilt ganz schlicht das „Kleider machen Leute“. In dieser realisiert das jeweilige Kostüm, das Angezogene, die Bekleidung den jeweiligen Stand/Status. Von daher kann Paulus dann (Röm 6) schon im Geschehen der Taufe „auf Christus Jesus“ den Tod des adamitischen Menschen und die Auferstehung zum „neuen Leben“ abgebildet sehen. Von daher bedeutet „Heiligung“ nichts anderes, als nun auch „in einem neuen Leben [zu] wandeln“ (V. 4), d. h. „nicht nach dem Fleisch ..., sondern nach dem Geist.“ (Röm 8,4). Von daher sieht sich Paulus selbst gleichsam schon als „Himmelsbürger“ und fordert die Philipper (Phil 3,17ff.) auf, nach seinem „Vorbild“ in engagierter Erwartung der endzeitlichen „Verwandlung“ des „armseligen“ (Einheitsübersetzung) oder auch „nichtigen“/„geringen“ (Lutherübersetzung) irdischen „Leibes“ zu leben. Daß solch ein Leben „so lange wir noch Zeit haben“ (Gal 6,10) bzw. im Endspurt (1.Kor 9,24 Bild vom Wettlauf im Stadion) für den vorbildlich „kämpfenden“ Paulus weit über normale Selbstdisziplin hinausgeht, bekundet er 1.Kor 9,27 selbst: „...ich schinde meinen Leib und bezwinge ihn, dass ich nicht andern predige und selbst verwerflich werde“ (Lutherbibel 2017), schreibt er dort.

Ich halte inne. Paulus schrieb seinen 1. Korintherbrief in Ephesus um das Jahr 55 nach Chr. Der Brief ist also gut eintausendneunhundertsechzig Jahre alt. Und auch von den weiteren authentischen Briefen des ersten christlichen Theologen Paulus trennen mich – datiert man seinen vermutlichen Märtyrer-Tod in Rom auf das Jahr 63 oder 64 – mindestens eintausendneunhundertundfünfzig Jahre.

Mich selbst beschäftigen Paulus-Texte schon über 50 Jahre. Lange las ich sie einfach ehrfürchtig fasziniert. Doch inzwischen tauchten mit Blick auf ihre Wirkung in Theologie und Geschichte und im Kontext aktueller ethischer Reflexion im Verein mit pastoralpsychologischen Beobachtungen auch dringende Fragen an Paulus auf. Und je besser ich Paulus aus seiner Zeit heraus verstehe, desto deutlicher treten diese Fragen hervor. Wie schlüssig hängt für Paulus vieles, was er schrieb, an seiner „Naherwartung“! Mögen seine Epigonen darüber hinwegsehen. Hätte der kritische Paulus selbst über die Tatsache hinwegsehen können, daß er mit seiner konkreten Naherwartung des Reiches Gottes schon zu Lebzeiten seiner eigenen Generation schlicht falsch lag? Wäre der Rabbi, der doch sein Judentum um Christi Willen entschlossen hinter sich ließ, bei dieser Fehleinschätzung stehen geblieben, wenn er sie als solche hätte wahrnehmen können?

Ich stelle mir vor: Er wäre dabei nicht stehen geblieben. Ich sehe ihn als Gesprächspartner vor mir. Vermutlich wäre da zunächst spontane Abwehr bei ihm. Aber dem Hinweis, was sich in den fast 2000 Jahren seit seinen Briefen in der Welt alles (ohne den Schall der „letzten Posaune“!) getan hat, könnte er sich dann wohl doch nicht entziehen. Und er würde sich – angesichts offenkundiger früherer Einseitigkeiten – an eine „neue, verbesserte Auflage“ seiner Rede von Gottes Gnade und seiner Ethik machen.

Das erste wäre hier wohl eine neue Fassung des Begriffs der „Nachhaltigkeit“. Wie vielseitig bestimmt der Leitgedanke der Nachhaltigkeit die Sicht des individuell zeitlichen Lebens, sobald dieses nicht mehr angespannt endspurtlich gefaßt begegnet! Wie deutlich erscheint dann auch Sexualität mit Nachhaltigkeit verknüpft!

Daß (kurz und religiös gesprochen) der Schöpfer des Lebens Mann und Frau über ihre Sexualität einander zuweist, bedeutet nicht nur, daß sie als Individuen jeweils sozusagen nur halbe Menschheit verkörpern. Erst ihre sexuelle Ausstattung und das wechselseitige „Begehren“ ermöglicht und gewährleistet (nicht zuletzt über die Zugabe von „Lust“-Erleben) den Bestand bzw. das Weiterleben der Menschheit nachhaltig. Spätestens mit den Gegebenheiten der Sexualität stimmt sogenannte „Leibfeindlichkeit“ nie und nimmer zum lebendigen Leben. Wer auch immer meint, a priori Abstand vom „Sex“ nehmen zu müssen, geht letzten Endes von einer mangelhaften Ausstattung des Menschenwesens aus. Sexualität kann indes nur dort fragwürdig werden, wo natürlichen Mechanismen/Bedingungen ihrer Regulierung keinerlei Kraft zugetraut werden kann. Wer Mann und Frau einander als gleichwertige Partner zugewiesen sieht, sieht auch

gelebte Sexualität in wechselseitiges Einverständnis eingebunden. Ab wann sexuelle Reize ausschließlich ins intime Kämmerlein gehören, bestimmt das allgemeine Empfinden bzw. die jeweilige „Sitte“/„Konvention“. Auch diese ist eine Sache der Absprache.

Eindeutig schlägt auch die Vorstellung mangelhafter Ausstattung „des“ Menschen beim Dogma von der Erbsünde durch. Die biblische Grundszene im Paradies vergegenwärtigt den Umgang der Urmenschen mit dem Gehorsam fordern den Gebot des Schöpfers an Adam (1.Mose 2,17), um alsbald zu zeigen, daß die Menschen offenbar auch die Möglichkeit haben, diesem Gebot nicht zu folgen. Im paternalistisch geprägten mythologischen Kontext der Szene (1.Mose 3) läuft ihr kindhafter Ungehorsam zwingend auf die Strafe der Vertreibung aus dem Paradies hinaus. Weil Gehorsamsverweigerung nun mal in kein paternalistisches (vom Eltern-Ich dominiertes) Beziehungs-Muster hineinpaßt, ist das so. – Aber auch: Weil realistische Betrachtung des Lebens, in welches das Menschenkind mitsamt der ihm zugemuteten Selbstverantwortung hineingeboren wird, nicht am Erleben von Schmerzen, Mühsal, Konflikten und Fragmentarität vorbei kommt.

Nach paternalistisch geprägter Deutung hängen dem Menschenkind Makel und Macke urmenschlichen Versagens gegenüber Gottes Gebot im „Garten Eden“ als „Erbsünde“ auch im diesseitigen Leben an. Und dem entsprechend kann dann auch die Selbstliebe nicht mehr schlicht zum Maß der Nächstenliebe taugen. In Martin Luthers Römerbriefvorlesung von 1515/16 lese ich zu Paulus' Zitat des Liebesgebots in Röm 13,10¹², daß das Liebesgebot den Menschen zwangsläufig überfordern muß, „weil der Mensch durch das sündhafte Gebrechen seiner Natur sich selbst über alle Dinge liebt, sich in allen Dingen sucht und alle Dinge um seinetwillen liebt, auch wenn er den Nächsten und den Freund liebt, weil er darinnen das Seine sucht.“

Vom dergestalt „in sich selbst verkrümmten Menschen“ ist der Weg zur Vorstellung des seinem „Willen zur Macht“ einseitig ausgelieferten Menschen nicht weit. Klassische Deutung läßt besagen „Willen zur Macht“ mit den Worten der „Schlange“ (1.Mose 3,5) vom „[Willen zum] sein wie Gott“ auf. Die Deutung des Todes als Zeichen, daß Gott „sich nicht spotten“ läßt (Gal 6,7), ist damit ebenso vorprogrammiert, wie Nietzsches letztlich tragischer „Übermensch“. Doch bleibt nicht – wider den Strich gefragt – für Gottes vergebende Gnade immer noch genug übrig, auch wenn ER „Menschenkinder“ ohne „sündhafte Gebrechen“ ins selbst zu verantwortende Leben schickt?! Das Dogma von der „Erbsünde“ transportiert mit der Vorstellung vom grundsätzlich „erbkranken“ Menschen ein Gottesbild aller vorsorglich-väterlichen Züge.

Ob es nun darum geht, eine schnelle Erklärung für alles „Schlechte“ im Menschen oder auch für sein sittliches Versagen zur Hand zu haben, oder ob „Behar-

12 S. o. a. a. O in Anm 9 Skript S.23.

ren“ auf dem Dogma der Erbsünde geschieht, „damit die Gnade[nlehre] um so mächtiger werde“ (vgl. Röm 6,1), bleibe dahingestellt. In jedem Fall möchte ich nicht übersehen, daß „Gott der HERR“, bevor er Adam und Eva aus dem Garten Eden ausweist, damit sie nicht auch noch vom „Baum des Lebens“ essen und (zusätzlich zu ihrem Wissen, „was gut und böse ist“, wie Gott) „ewiglich“ leben, fürsorglich mit „Röcken von Fellen“ bekleidet und damit auch für das Leben jenseits von Eden ausrüstet (1.Mose 3,21ff).

Ich finde in diesem Handeln meines Biblischen Gottes nicht nur einen von Güte kündenden Zug. Ich sehe in diesem Zug zugleich abgebildet, was ich ohne Mühe aus der Goldenen Regel herauszulesen vermag. Wenn Gott seine Menschen denn ins irdische Leben schickt, dann tut er es nicht ohne taugliche Ausrüstung dafür. Tauglich – d. h. nicht *einseitig* oder a priori mit Schlagseite. Sobald Leben umfassend als Leben-in-Beziehung wahrgenommen wird, scheinen auch polare Gegenkräfte gegen einen einseitigen Selbstbehauptungswillen oder auch solipsistischen „Willen zur Macht“ in Gestalt einer Anlage zur „Verträglichkeit“ auf. Muß ich darauf hinweisen, daß keine normale Kinderstube mit mehreren Geschwistern ohne diese Anlage des ICHs und entsprechendes Arrangement der Kinder untereinander zum gedeihlichen gemeinsamen Spiel (u. a. m.) denkbar ist? Natürlich gibt es da auch Streit. Gedeihliches Miteinander muß ausgehandelt werden. Aber sicher ist dabei nicht der „Krieg Vater aller Dinge“!

Nicht hinterfragter Fremdenhaß und Rassismus etc. entpuppen sich als Produkte der Prägung, will sagen: „Erziehung“ oder umgebenden „Kultur“. Martin Luther irrt und hat nie an einer Selbsterfahrungsgruppe teilgenommen, wenn er im Kontext seiner vorhin schon zitierten Auslegung von Röm 13,10 behaupten kann, keiner könne sich als „so unnütz [oder minderwertig einschätzen], daß er sich selbst haßt“. Die umgebende „Kultur“ kann sehr wohl auch eine gestörte Beziehung zum eigenen ICH generieren – und tut es laufend, so lange aus *einseitiger* Sicht unangefochtene Verabsolutierungen erwachsen, die sich dann unangefochten *entweder* für *oder* gegen das eigene ICH, *entweder* für *oder* gegen die Anderen, auswirken.

Markenzeichen einseitiger Verabsolutierung ist das *Entweder-Oder-Muster*. Wenn Paulus sich *für* den „Geist“ und *gegen* das „Fleisch“ wegen dessen „satani-schen“ Versuchungen entscheidet, sieht er sich ethisch damit auf der sicheren Seite. Doch wie steht es auf der anderen Seite mit den Versuchungen des „Geistes“ bzw. eines theologischen Systems zum „Zuviel des Guten“, um nur ja auf der sicheren Seite zu stehen? Ob „Idealismus“ oder „Materialismus“ einseitig das Denken leiten – beide wähnen sich auf der sicheren Seite der Weltdeutung. Erst, wer genauer hinschaut, entdeckt, wie viel geistige Unbeweglichkeit/Bequemlichkeit im Entweder-Oder-Muster bzw. in nicht hinterfragten Verabsolutierungen stecken kann.

In den Zwängen des Entweder-Oder-Musters hat differenziertes Abwägen zwischen Einerseits *und* Andererseits keinen Platz. Hier steht dann die Autorität des „Eltern-Ichs“ dem „Kind-Ich“ „alternativlos“ Gefolgschaft fordernd gegenüber und jeder Diskurs erscheint deplaziert. Sowohl das Person-Modell der TA als auch, was ich mit Abwägen meine, wären indes mißverstanden, sollte damit Kommunikation nach (verkürzendem) Entweder-Oder-Muster gänzlich ausgeschlossen werden. Das weite Feld schlüssiger Unterscheidung zwischen autoritativem und autoritärem EL-Verhalten tut sich hier auf. Wo „Gefahr im Verzug“ ist, machen klare Befehls-Hierarchie und fraglose Unterordnung durchaus Sinn. Andererseits will aber auch immer wieder überprüft werden, was als „Gefahr“ einzuordnen und wie ihr am besten zu begegnen ist. Es ist das von Hause aus konservative EL, das auf Veränderungen im („bewährten“) moralischen/gesellschaftlichen Gefüge angstvoll reagiert und die Phantasie vom totalen „Dammbruch“ mit anschließendem „Chaos“ entwickelt. Es ist das leicht-sinnige/naive KI, das derartige Ängste/Sorgen unbedacht in den Wind schlägt.

Nachhaltig ausgerichtete Ethik reicht über kurzschlüssiges „Entweder-Oder“ und ihm innewohnende Verabsolutierungen um der *Polaritäten* des Lebens-in-Beziehung willen hinaus. An die Stelle von Entweder-gut-oder-schlecht/böse („Alles oder Nichts“) tritt Abwägen überkommener „Werte“ nach der weiterführenden Maßgabe: besser-oder-weniger dienlich mit all seinen Differenzierungen. Und zu diesem Abwägen gehört notwendig auch die selbstbewußte „erwachsene“ Absprache mit dem Gegenüber.

Besagte Absprache setzt ein Grundmaß an Verträglichkeit im Kontext eines gefestigten ICHs voraus. Wo dagegen alles auf gehorsame Gefolgschaft ausgerichtet ist, werden Anlage und Wille zu eigenständiger Verträglichkeit (samt der Kraft zum Widerstand, wenn das Maß voll ist) gleichsam von fragloser, duldsamer oder möglicherweise gar opportunistischer Anpassung überlagert/erstickt. Nicht von ungefähr erscheint die Welt für absolut Duldsame als „Jammertal“, in dem halt jeder Fromme „sein Kreuz“ „still“ zu tragen hat und nachhaltige Ausrichtung des Lebens in Jenseitshoffnung aufgeht. Vollblutopportunisten schlängeln sich dem gegenüber ohne allgemein verbindliche Werte durch. Sie „dürfen alles – nur nicht sich dabei erwischen lassen“.

Zuspitzend faßte ich in den letzten Absätzen zusammen, was ich an anderer Stelle ausführlicher verhandelte. Polare Lebensgegebenheiten widerstreiten praktisch der Verabsolutierung idealischer Leitwerte. Unverschüttete Anlage zur Verträglichkeit hält solipsistischem Willen zur Selbst-Behauptung die Waage. Nüchterne Weltsicht ohne den Rausch der Naherwartung realisiert Ethos nachhaltigen Umgangs mit und in dieser Welt. Nicht weil Menschen von Natur aus verdorben sind, sondern weil Verfehlungen am freien Wege liegen und Fragmentarität mit schuldig Werden und Bleiben zum individuell begrenzten Leben-in-Beziehung gehört, ist Vollkommenheit nicht zu erreichen. Auch und gerade, wer sich bewußt

„nur“ der ethischen Herausforderung, seinen Teil zu relativ „besserem“ Gelingen des Leben auf dieser Welt beizutragen, stellt, sieht und empfindet den Abstand zur „Utopie“ umfassender Vollendung.

Umreißt Jesu Goldene Regel verträglich ausgerichtetes Leben, dann umschließt sie auch Vergebung innerhalb der Grenzen „irdischer“ Möglichkeiten. Was darüber hinaus geht, kann nur Sache des Glaubens bzw. der „Metaphysik“ sein. Die überkommene Biblische Ethik leitet aus dem „Liebesgebot“ die „Nächstenliebe“ als Leitkategorie der Ethik ab. „Liebe“ als Leitkategorie birgt, so anspruchsvoll wie sie nach gängigem Sprachgebrauch ist, geradezu zwangsläufig auch Überforderung. Jedenfalls kommt „Verträglichkeit“ als ethische Leitkategorie alltäglichem Beziehungsgeschehen näher. Und wer von „Gottes Liebe“ spricht, wird in diesem Zusammenhang auch von Gottes souveräner Verträglichkeit sprechen können. Souveräne Verträglichkeit umgreift auch jegliche Zorneswandlung¹³. Was alles Menschen an anthropomorphen Zügen Gottes imaginieren, erscheint damit von der Gott eigenen vollkommen souveränen Verträglichkeit umgriffen.

Wie weit die Vorstellung vollkommen souveräner Verträglichkeit Gottes auch die klassische Sühnopfertheologie überholt, ist ein Kapitel für sich.¹⁴ Allenfalls im Kontext treibender Naherwartung (10,37: „nur noch eine kleine Weile“!) und als ultimativer Kick für den „Endspurt“ erscheint die Sühnopfertheologie des Hebräerbriefes – mit ihrem „ein für alle Mal“ (7,27) und dem Ausschluß weiterer Vergebung auf neuerliche Versündigung und Buße hin (10,26f.¹⁵) – nachvollziehbar. Der Apostel Paulus war zu seiner Zeit schon weiter. Das Versöhnungswerk Gottes in Christus, wie er es verstand, kündete über alle Anfechtungen und Verfehlungen hinaus Gottes vergebende Liebe. Für Paulus schließt Gottes Nähe in Christus damit auch letzte Geborgenheit ein. Was auch immer in seiner Ethik aus seiner Naherwartung „ewigen“ bzw. „himmlischen“ Lebens floß, ja alles, was seiner zeitgebundenen Prägung zuzuschreiben ist, könnte er heute wohl freimütig revidieren. Sein „Evangelium“ von Gottes souveräner Liebe (=Verträglichkeit) berührt das nicht. So wahr nichts „scheiden kann von der Liebe Gottes“ (Röm 8,31-38), so wahr steht für Paulus fest, daß Gott „sich [am Ende] aller erbarmer[n]“ will (Röm 11,32).

VOM LANGEN WEG ZU EINER EMANZIPIERTEN ETHIK

Wer daraus ein Alibi für unverantwortliche Lebensführung ableiten will, hat nichts von lebendiger Gottesbeziehung im Glauben, ja vom Leben-in-Beziehung

13 Vgl. Ps 30,6: „Denn sein Zorn währet einen Augenblick ...“

14 Ausführlich dazu mein Skript von 2001 „Zur Frage der Passions-Theologie heute“.

15 „Denn wenn wir mutwillig sündigen, nachdem wir die Erkenntnis der Wahrheit empfangen haben, bleibt hinfort kein Opfer mehr für die Sünden, sondern ein schreckliches Warten auf das Gericht und ein wütendes Feuer, das die Widersacher verzehren wird.“

und seinen Erfordernissen überhaupt begriffen. Die Mißverständnisse, gegen die der neutestamentliche Jakobusbrief angeht, wenn er betont, daß „Glaube ohne Werke tot“ sei (Jak 2), sind *kindische* Mißverständnisse und gehören in eine Szenerie leichtfertigen Kostümwechsels ohne innere Beteiligung oder Identifikation mit der Würde der „neuen“ Einkleidung im Taufakt nach den Vorstellungen des originalen Paulus.

So deutlich Paulus die Zueignung zu Christus im Taufgeschehen mit der Vorstellung, nunmehr „der Sünde erstorben“ zu sein, verbindet, so deutlich schleppt für ihn der Christ gleichwohl in diesem Leben noch – rund 1500 Jahre später mit Martin Luther zu reden – den sündigen „alten Adam“ mit.¹⁶ Und das bedeutet nach Luthers „Kleinem Katechismus“ (Vom „Sakrament der heiligen Taufe ... Zum vierten“): „daß der alte Adam in uns durch tägliche Reue und Buße soll ersäuft werden und sterben mit allen Sünden und bösen Lüsten; und wiederum täglich herauskommen und auferstehen ein neuer Mensch, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich lebe.“ Aus originaler Perspektive dürfte Paulus Luthers Auslegung zur Taufe kongenial gefunden haben. Ob er auch Luthers Abneigung gegen den Jakobusbrief geteilt hätte, lasse ich dahingestellt. Doch würde Paulus Taufe heute noch so dramatisch dichotomisch fassen?

Otto Normalverbraucher nimmt den „alten Adam“ als Sammelchiffre für das, was ihm von „Sünde“ beigebracht wurde, und fragt dann z. B. keck: „Kann denn Liebe Sünde sein?“ Oder er identifiziert seinen „alten Adam“ locker mit dem sogenannten „Inneren Schweinehund“, den häufiger zu überwinden nachhaltiges Denken durchaus empfiehlt. Doch das heißt keineswegs, daß das „erwachsene“ ICH mit seinen natürlichen Regungen grundsätzlich auf Kriegsfuß stehen oder in einen unablässigen Kampf verwickelt sein müßte. Unbesehen etabliert die blanke Rede vom täglichen Ersäuften des grundsätzlich sündhaften alten Adams (zumal, wenn sie mit dem Katechismus „eingebleut“ wurde) einen Dauerstreß. Und wer sich davon, bzw. vom unablässigen einseitigen „Streng dich an!“ vom Eltern-Ich her, nicht emanzipiert, wird eher erschöpft als „erlöster aussehen“.

So klar wie für den originalen Paulus die Vorstellung von „ewigem Leben“ bei Gott und „Auferstehung“ in und mit Christus miteinander verknüpft sind, so unverbrüchlich (1. Kor 15,14: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist ... euer Glaube vergeblich.“) sah er die im Glauben gegenwärtige endgültige „selige“

16 Vgl den Text des ersten Rezitativs der auf Ps 38,4 zurückgehenden 1723 entstandenen Kantate Nr. 25 von J. S. Bach „Es ist nichts Gesundes an meinem Leibe“: Ich zitiere: „Die ganze Welt ist nur ein Hospital, wo Menschen von unzählbar großer Zahl und auch die Kinder in der Wiegen an Krankheit hart darniederliegen. Den einen quälet in der Brust ein hitzges Fieber böser Lust; der andre liegt krank an eigner Ehre häßlichem Gestank, den dritten zehrt die Geldsucht ab und stürzt ihn vor der Zeit ins Grab. Der erste Fall hat jedermann beflecket und mit dem Sünden aussatz angestecket. Ach! Dieses Gift durchwühlt auch meine Glieder; wo find ich Armer Arznei? Wer stehet mir in meinem Elend bei? Wer ist mein Arzt, wer hilft mir wieder?“

Geborgenheit des ICHs bei Gott an die Vorstellung leibhaftiger Auferstehung gebunden. Leibhaftigkeit sieht er der Abwehr gnostischer Vorstellungen rein geistigen Wesens sowie erkennbarer Individualität geschuldet. Aller Erdschwere der Sterblichkeit, will sagen: des alten Adams und seiner Sündhaftigkeit ledig, hat diese dann aber nichts mehr mit „irdischem“ Menschenwesen zu tun und firmiert als „geistliche“ Leibhaftigkeit.

Schaue ich hier nun genauer hin, transportiert Paulus' theologisches Konstrukt vom auferstandenen „neuen Menschen“ einen bemerkenswerten Widerspruch, der als solcher freilich bei spontanem Verständnis von „Auferstehung“ kaum wahrgenommen wird. Auferstehung signalisiert Kontinuität. Daß mit der „Einkleidung“ des ICHs durch Gott mit einem neuen „geistlichen Leib“ (vgl. 2.Kor 5) auch das irdisch vertraute Menschenwesen vollständig abgetan ist, hier mithin *Diskontinuität* gilt, dringt dagegen nicht gleichermaßen bis ins Gemüt durch. Unter diesen Umständen erscheint der Weg vom Auferstehungsglauben zur Rede von der „unsterblichen Seele“ nicht weit. Unter diesen Umständen können sich Gläubige am Grabe dann auch damit trösten, daß „wir unsere Lieben [ja] wiedersehen“ werden.

Der Buddhismus führt – ohne „barmherzigen“ Gott! – über die Vorstellung von der Reinkarnation („Seelenwanderung“) sein strenges ethisches Regiment weiter. Versöhnung mit der Sterblichkeit gibt es hier nur in Gestalt der individuellen Chance, es im nächsten Leben besser zu machen, und „Erlösung“ vom Kreislauf der Seelenwanderung erscheint allein über absoluten Abschied vom ICH-Sein im „Nirvana“ denkbar. Abendländisch geprägte Metaphysik geht hier mit Immanuel Kant wohlweislich nicht über logische „Postulate der praktischen Vernunft“ hinaus und überläßt es tunlich den Theologen, den Fragwürdigkeiten der Versöhnung mit der Sterblichkeit des ICHs in Gestalt volkstümlicher Vorstellungen vom „Weiterleben nach dem Tode“ angemessen zu begegnen. Theologen halten hier allen menschlichen Vorstellungen das (mittelalterliche) ‚totaliter aliter‘ (= „völlig anders“) entgegen. Oder sie folgen ausdrücklich dem Weg der Mystiker, an dessen Ende nicht der Erhalt des ICHs, sondern dessen Aufgehen im All Gottes steht.

In dem Maße, in dem sich die Mystik nicht von grundsätzlicher Trennung des irdischen Menschen von Gott (Erbsündenlehre) bestimmen läßt, in dem Maße verlieren auch ihre Vorstellungen vom Danach alle individuellen Auferstehungskonturen. Jenseits des Todes wartet auf den gelassenen Mystiker sozusagen einfach nur Wiedervereinigung, und das individuelle irdische Leben vorher kann bei rechter Versenkung in Gott/Christus bereits davon berührt werden. Es ist Paulus' Fassung von „Adams Fall“, über die sein mystisch anmutendes Theologumenon vom „Sein in Christus“¹⁷ hier und jetzt gleichsam aufgesetzt begegnet und vor allem ethisch fragwürdig gehetzt wirkt. Wieso, frage ich heute Paulus zu Phil

17 Vgl. Albert Schweitzers 1931 erschienenen Buch „Die Mystik des Apostels Paulus“.

3,12ff. („Nicht, daß ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin. ...“), muß ich der Vollkommenheit noch „nachjagen“, wenn „ich von Christus Jesus [wirklich] ergriffen bin“? Das Nachjagen kann nur dem adamitischen Defizit und ihm entsprechender *Überforderung* geschuldet sein. Auf seiner Spur kommt klassisches Denken nicht über ein angestregtes „immer strebendes Sich-Bemühen“ hinaus. Auf seiner Spur ist „ein Christ immer“, also „24 Stunden am Tag im Dienst“¹⁸ und kann (in diesem Leben) kaum auch mal gelassen „in Christus ruhen“.

So absolut, wie Martin Luther die Rechtfertigung allein aus Gnade/Glaube (gegen alle Einwendungen des Jakobusbriefes, daß die „Werke“ ja doch auch wichtig seien) faßt, so folgerichtig muß er dann seinem von Skrupeln umgetriebenen Freund Melanchthon sein „so sündige [halt auch] tapfer“ zurufen.¹⁹ Für Luther ist dieser Aufruf höchster Ausdruck gläubiger Gelassenheit gegenüber gängiger Höllenangst. Doch er fegt damit, um seiner theologischen Grundaussage willen, gleichsam auch jeglichen Antrieb zu weitergehender ethischer Abwägung zwischen schlechten, guten und besseren „Werken“ vom Tisch. Es gibt die Zehn Gebote. Es gibt das Liebesgebot etc.. Mit Paulus (vgl. 2.Kor 5,9f.; 1.Thess 4,11) „setzt“ der Christ seine „Ehre darein“, „Heiligung“ zu leben.²⁰ Aber über allem gilt das Evangelium von der Rechtfertigung. Und weil das so ist, müssen sich Christen auch nicht mit laufend weitergehenden Abwägungen abmühen. Weil das so ist, reicht es, zu den „Stillen im Lande“ zu gehören.

Was zu Luthers Zeit wirksam von umtreibender Höllenangst befreite und das bisherige System „katholischer“ Gnadenvermittlung sprengte, schleppte freilich mit der Abhängigkeit der Gnaden- von der alten Sündenlehre und überkommenen Schicksalsvorstellungen auch weiterreichende Behinderung der Ethik mit. Natürlich ist Luther auch die Goldene Regel von Mt 7,12 gegenwärtig, ja er kann in seiner Römerbriefvorlesung (s. o. S. 24) sogar sagen, sie gebe „in allen Dingen aufs zuverlässigste die rechte Richtung an“. Doch, „daß man dies Gebot nicht zusammenbringt mit seinem eigenen Handeln“, gehört eben auch zum (sündigen) Menschen. Was sich auf dem „linken Flügel“ der Reformation tat, begegnete seiner Zeit zwangsläufig unausgegoren und konnte von Luther (im Rahmen seiner

18 In einem im WWW veröffentlichten, vom „Bibelkreis München“ verantworteten Referat zu Albert Schweitzers „Mystik des Apostels Paulus“ lese ich am Schluß: „Christi Auferstehung und Himmelfahrt beeinflussen maßgeblich unsere Einstellung der Welt gegenüber. Die Herausforderung, der wir uns zu stellen haben, lautet, diesem Ruf 24 Stunden täglich gerecht zu werden.“

19 „Esto peccator et pecca fortiter, sed fortius fide et gaude in Christo“ ≈ „Steh dazu, daß Du in dieser Welt ein Sünder bist und bleibst. Wage, tapfer handelnd schuldig zu werden, in dem Du tapferer noch und frohen Mutes an Christi Erlösungswerk glaubst.“ – Brief Luthers an Melanchthon vom 1.8.1521 aus der Wartburg.

20 Vgl. Luthers Auslegung der Taufe im Kleinen Katechismus. Zitat o. S. 28.

paternalistischen Ordnungsvorstellungen) nur als „Schwärmerei“ verurteilt werden. Schwindet, auch durch fortschreitende „Aufklärung“ gefördert, die Gerichts- und Höllenangst, schwindet, bei fragloser Fortschreibung der überkommenen Dogmatik/Anthropologie und Ethik, erst recht der religiöse Antrieb, sich weitergehende Gedanken zu machen. Das Theologumenon von der „Rechtfertigung“ verkümmert unversehens zu einer blanken individuellen Wohlwühlbotschaft. Aufbruch zu neuen ethischen Ufern konnte und kann Luthers Revitalisierung der Rechtfertigungslehre des Apostels Paulus von sich aus nicht bringen, so lange sie in die Erbsündenlehre eingebettet bleibt.

Aufs Ganze gesehen anders liegen die Dinge bei Luthers Weise, die „Heilige Schrift“ zu lesen. Luther beugt sich nicht mehr einfach der autoritären Deutungshoheit seiner Kirche, sondern entwickelt seine eigene Lesart und fordert zum geistlichen Disput in Glaubensdingen, ja geistlicher Selbständigkeit auf der Spur der Bibel (,sola scriptura’) heraus. Er emanzipiert sich erklärtermaßen von den „geistlichen Vätern“. Daß er, was seines Erachtens „Christum treibet“, zum leitenden Kriterium seiner Schriftauslegung macht²¹, greift bereits über biblizistische Gefolgschaft hinaus. Doch so eingebunden, wie Luther in die paternalistische Sichtweise seiner Zeit ist, ist der Weg noch lang, daß aus seiner geistlichen eine allgemeine geistige (Aufklärung, „erwachsene“, historisch kritische Sicht) und endlich auch eine (staats-)bürgerliche Emanzipation werden kann.

NACHHALTIGE ETHIK UNTER DER LEITKATEGORIE DER VERTRÄGLICHKEIT

Ich fasse zusammen: Wenn etwas zukunftsweisende Ethik kennzeichnet, dann ist es der Perspektivwechsel von *einseitiger* zu *polarer* Sichtweise. Unter polarer Sichtweise fließen heute tunlichst auch kommunikative wie psychologische Aspekte mehrdimensionalen Lebens-in-Beziehung ein. Polare Sichtweise erkennt den ideologischen Überschuß einseitiger Verabsolutierung und bahnt realistisches Prüfen und Abwägen an. Die philosophische wie die theologische Tradition müssen sich Fragen an ihre Einseitigkeiten bzw. Verengungen der Sicht gefallen lassen, soll Ethik *allgemein* gedeihlicher Lebensgestaltung dienen. Weder idealisch überhöhte ethische Ziele noch grundsätzliche Zeichnung des Menschen als (verderbter) Sünder werden, mit ihrer Verlagerung von Erfüllung ins Jenseits, den Lebensgegebenheiten in-Beziehung und einem aktiven Ansatz beim Möglichen gerecht.

Ansatz beim Möglichen begegnet in der sogenannten Goldenen Regel und den mit Ihr vergegenwärtigten Bedingungen verträglichen Miteinanders. Bezeichnenderweise taucht in der Goldenen Regel der Zuneigung einschließende (anspruchsvollere) Begriff „Liebe“ nicht auf. Sie fordert *Empathie* – nicht *Sympathie*! Sie setzt auf angewandte praktische Vernunft und geht von positiven Erfah-

21 Zum Zitat siehe mein Skript von 2014 „Von der ethischen Funktion des Gerichtsmotivs“ S. 6.

rungelementen mit Verträglichkeit aus. So deutlich Wettstreit und Auseinandersetzungen, ja Kampf um Macht in Beziehungen eine Rolle spielen, so deutlich setzt Verträglichkeit das Maß, das dabei tunlich nicht überschritten wird. Allgemein förderliche Beziehung lebt nicht vom „Krieg [als] Vater aller Dinge“, sondern vom achtsamen Dialog. Entwickelte Verträglichkeit weiß nicht nur von ihren Grenzen. Sie kann und wird im Rahmen ihrer Möglichkeiten gegebenenfalls auch mal ebenso wohlgenut wie wohlweislich in Vorlage gehen.

Wo Verträglichkeit zum ersten ethischen Kriterium wird, erscheint das Kriterium der Nachhaltigkeit selbstverständlich an ihrer Seite. Angesichts der Grenzen natürlicher Ressourcen reichen Fragen ausgewogener Verträglichkeit weit über das Heute und seinen individuellen, ja sozialen Horizont hinaus. Umwelt- und Friedensforschung liefern Orientierungswerte auch für die Pädagogik und die Politik. „Mut zum Sein“ [Paul Tillich] wird als Mut zum Leben-in-Beziehung zum Mut zur Verträglichkeit – mit allen seinen Welt-Ethos verwirklichenden Zumutungen.